

## Forschungsberichte

### Probleme der Stammeskunde im deutsch-slawischen Berührungsgebiet

Forschungsbericht über die Arbeiten von 1945—1960

Der folgende Bericht beschränkt sich im allgemeinen auf die Oststämme der Germanen und die Weststämme der Slawen. Doch empfiehlt es sich, auf einige Arbeiten und Probleme der älteren Zeit hinzuweisen, soweit sie auch unser Gebiet berühren.

Die seit J. Pokorny, „Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier“, Zs. f. celt. Phil. 20 (1936/37), S. 315—352, 489—522; 21 (1938/39), S. 55—166, 167—204 (auch als Sonderdruck erschienen), vertretene Hypothese, daß die Illyrier als das Volk der Urnenfelderkultur anzusehen seien und die in Süddeutschland und Westeuropa auftretenden Urnenfelder auf illyrische Wanderungen zurückgehen, wird von Pokorny nicht mehr aufrecht erhalten; er spricht die bisher den Illyriern zugeschriebenen Namen vor allem in Ostdeutschland und Westpolen nun den Venetern zu, die eher mit der lausitzischen Kultur in den genannten Ländern zusammenhängen. Auch Ostböhmen, Mähren und den größten Teil der österreichischen Alpenländer teilt er jetzt ihnen zu. Er möchte nun von Veneto-Illyriern sprechen, die sich bei der großen Wanderung 1200—1000 v. Chr. gemischt hätten. (J. Pokorny, „Keltologie“. Wiss. Forschungsber., Geisteswiss. Reihe, Bd 2, 1953, S. 104 ff.) Die Quellen wissen nichts von einer illyrischen zwischen 1200—1000 v. Chr. stattfindenden, bis Westeuropa ausgreifenden Völkerwanderung, die nur aus Namensspuren sowie der Gleichstellung der Urnenfelderleute erschlossen wird. Nach V. Milošičič, „Zur Frage der Lausitzer Wanderung“, Germania 30 (1952), S. 318—325, handelt es sich um eine schnelle Ausbreitung der Sitte, die Toten in Urnenfeldern zu bestatten. Die eigentlichen Illyrier hätten niemals ihre Toten verbrannt oder in Urnenfeldern beigesetzt. H. Krahe, hochverdient um die Erforschung alteuropäischer Flußnamen, spricht deshalb zuletzt mit Recht nicht mehr von Illyriern in Westeuropa und beschränkt jetzt ihre Urheimat auf das Gebiet der westlichen Balkanhalbinsel und ihre Nachbarschaft. („Vorgeschichtliche Sprachbeziehungen von den baltischen Ostseeländern bis zu den Gebieten um den Nordteil der Adria“. Akad. d. Wiss. u. der Lit. Mainz, Abh. der geistes- und sozialwiss. Klasse 1957, Nr. 3.) Zu den alteuropäischen Flußnamen, die aus vorlawischer und vorgermanischer Zeit herrühren, gehören auch solche in dem von uns behandelten Gebiet, so *Cusus* für die Waag in der Slowakei, March, in antiker Zeit *Marus*, Oder (darüber zuletzt H. Krahe, „Die Oder und die Eder“, Festschrift Debrunner, Bern 1954, S. 233—239) u. a., die, z. T. schon von anderen erklärt, von H. Krahe, „Die Sprache der Illyrier“ I (Wiesbaden 1955), in seine alteuropäischen Flußnamen aufgenommen worden sind. In Süddeutschland heben sich vorkeltische Flußnamen von den keltischen dadurch ab, daß sie abweichend vom Keltischen idg. *p* erhalten und idg. *o* früh zu *a* gewandelt haben, vgl. Pfatter, östlich Regensburg in die Donau mündend zu einem Stamme \**pot-*, der im griech. ποταμός „Fluß“ vorliegt, der schon früh zu \**pat-* geworden ist, oder in der Oberpfalz die Pfreimd, tschech. *Přímda*, Nebenfluß der Naab, die

als \**Primuda* „Nebenfluß“ gut erklärt ist (zu diesen zwei Flußnamen E. Schwarz, „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“, Nürnberg 1960, S. 18—20). Im keltischen Namen des Mains \**Moinos* „Fluß“ ist dagegen keltisches *o* geblieben und findet sich auch im ahd. *Moin*. Daß trotz dieser zielstrebig betriebenen alteuropäischen Flußnamenforschung noch manche Gewässernamen bisher unerklärt oder wenig überzeugend gedeutet sind, darf nicht gelegnet werden und zeigt nur, daß die Bemühungen zur weiteren Aufhellung nicht nachlassen dürfen. Die Kelten haben sich offensichtlich in Süddeutschland, in dessen Westen man lange ihre Urheimat und ihr Entwicklungsgebiet gesucht hat, über indogermanische nichtkeltische Volksstämme gelegt, für die man keinen Gesamtnamen ausfindig machen kann und die vielleicht auch keinen getragen haben.

Den Kelten in Mitteleuropa hat Jan Filip, „Keltové ve střední Evropě“ [Die Kelten in Mitteleuropa], Mon. Archaeol. V, Praha [Prag] 1956, ein zusammenfassendes Buch gewidmet, das die keltische Kultur in Nordböhmen, Mähren und der Slowakei hervorhebt und auf Deckblättern ihre Verbreitung zeigt. Deckblatt 1 zeichnet die keltischen Flachgräberfelder von Nordböhmen bis zur Slowakei ein. Sie liegen in den schon in vorkeltischer Zeit bevölkerten begünstigten Landschaften, wobei ältere nichtkeltische Völker überdeckt worden sind, die neben ihnen in Südböhmen vor allem im Pilsener und Budweiser Becken und darüber hinaus in Hügelgräbern nachzuweisen sind. Die Blütezeit der keltischen Oppida liegt um 125—50 v. Chr. Ihre Erforschung wird weiter betrieben, eine Gleichsetzung der aus der Zeit des Ptolemaeus bekannten vorkeltischen und keltischen Namen mit tschechischen ist bisher nicht geglückt. Es liegt im Zuge der Forschung, daß die Erkenntnis, daß die Kelten andere idg. Völker beherrscht haben, dazu führt, daß immer mehr alte Flußnamen als vorkeltisch erkannt oder vermutet werden, so daß die Zahl der eindeutig als keltisch erklärbaren Gewässernamen einschrumpft. So möchte H. Krahe, Beitr. z. Namenforschung 10 (1959), S. 6—9, den Flußnamen Eger in Böhmen, der auch in Süddeutschland und Frankreich begegnet, zum alteuropäischen Typus stellen, wo Grundwort und Suffix vorkommen. Hier ist die Forschung noch im Fluß. Verschiedenen vorgermanischen Flußnamen wird große Aufmerksamkeit zugewendet, so in dem oben genannten Buch des Vfs. in Nordostbayern, wo über Namen wie Naab, Regen, Rednitz und Regnitz, Rezat, Zenn, Laaber, Rotach gehandelt wird, z. T. Ergebnisse früherer Forschung von eigener und anderer Seite zusammenfassend. Bei H. Krahe, „Sprache und Vorzeit“ (Heidelberg 1954), finden sich auch Flußnamen in dem hier behandelten Rahmen. E. Kranzmayer, „Ortsnamenbuch von Kärnten“ I (Klagenfurt 1956), spricht im I. Teile von Proto-Italikern, Illyriern, Venetern und Kelten (S. 19—33), leider zu kurz und nicht auf die ältere Literatur eingehend. Namen wie Glan, Gail, Lavant, Drau, Möll, Lieser u. a. kommen zur Sprache, woran sich Gebirgs- und Ländernamen anschließen. Mit Recht wird betont, daß die Weitergabe alter Namen auf friedliches Nebeneinander der verschiedenen und sich ablösenden Völker deutet. Er sucht auch Übersetzungspaare namhaft zu machen, wobei aber stärker zu beachten wäre, daß auffallende Eigenschaften der Gewässer oder Gebirge zu gleichen Benennungen führen können. Ob sich wirklich die illyrische und keltische Sprache über die Römerzeit bis zur Ein-

wanderung der Slowenen und z. T. sogar der Baiern, also bis ins 6. bzw. 8. Jh., gehalten haben, wird noch zu überprüfen sein.

Gegen die Deutung des Ortsnamens Katsch aus dem Illyrischen bei Kranz-mayer wendet sich W. Brandenstein, *Die Sprache* 6 (1960), S. 193—201, der eine Ableitung aus dem Keltischen vorzieht und von \**qat-* „Hürde“ ausgeht. Villach in Kärnten wird allgemein (zuletzt E. Kranz-mayer I, S. 28, II, S. 69) aus kelt. \**Biliakon* „Dorf des *Bilos*“ abgeleitet, worauf auch die slowenische Bezeichnung *Beljak* zurückgeht. Demgegenüber vermutet W. Brandenstein, *Carinthia* I, 143 (1953), S. 854, darin einen keltischen Namen mit der Bedeutung „von heiligen Bäumen umstanden“.

Die antike keltische Namensform *Vindobona* für Wien wird durch spätantikes *Vindomina* abgelöst. Immer wieder werden Versuche unternommen, damit den Namen Wien zusammenzubringen, zuletzt von K. Oettinger, „Das Werden Wiens“ (Wien 1951), S. 71—76, von F. Liewehr beraten. R. Much, „Die Namen im Weichbild Wiens und ihre Entstehung“, bei O. Abel, „Wien, sein Boden und seine Geschichte“ (Wien 1924), S. 253 ff., hat einleuchtend gezeigt, daß Wien nach dem gleichen Flußnamen heißt, also nicht die antike Benennung fortführt, und eine antike Grundform \**Vēdunja* „Waldbach“ vorliegt. Es hat in der Römerzeit zwei befestigte Ansiedlungen auf dem Boden der heutigen Großstadt gegeben, eine davon lag am Wienfluß. Die andere hieß *Vindobona*. Auf dem keltischen Flußnamen beruht lautgerecht das tschechische *Videň*. Zur Völkerwanderungszeit muß das antike \**Vēdunja* eine größere Rolle gespielt haben. Das wird mit Recht von E. Kranz-mayer, „Herkunft und Geschichte der Namen Wiens“, *Unsere Heimat* 23 (1952), S. 67—73; 129—133, dazu K. Oettinger, ebenda, S. 125, weiter ausgeführt (zustimmend W. Brandenstein, „Die Namen *Vindobona* und Wien“, *Wiener Geschichtsbll.*, Jg. 1960, S. 165—169). Wichtig und auffallend ist, daß der tschechische Name für die Stadt an die keltische Benennung anzuknüpfen scheint. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

E. Eichler, „Beiträge zur Erforschung altsorbischer Stammes- und Gaunamen. 1. *pagus Plisni* und der Flußname Pleiße“, *Beitr. z. Namenforschung* 5 (1956), S. 21—26, sucht den Flußnamen Pleiße, zuerst im Gaunamen *Plisni* 974 bezeugt, aus dem Slawischen zu erklären, ohne selbst davon überzeugt zu sein, treten doch lautliche Schwierigkeiten auf. Der Name wiederholt sich im baltischen Bereich. Trotz der auch in der Namenbildung merkbaren Verwandtschaft des Baltischen mit dem Slawischen wird durch einen Vergleich slawischer Ursprung des Flußnamens nicht gesichert, denn die altertümlichen baltischen Sprachen haben manche alten idg. Züge bewahrt. Auch Eichler hält jetzt vor-slawische Herkunft von *Plisna* für wahrscheinlich (*Beitr. z. Namenforschung* 11 (1960), S. 266, Anm. 9). Die Etymologie ist noch ungeklärt. Die von idg. \**plei-* „kahl, bloß“ befriedigt bedeutungsmäßig nicht, so daß zu fragen wäre, ob an \*(s)*plei-* „spalte“, dazu \*(s)*p(h)el-* mit einer *d*-Erweiterung und einem *s*-Suffix gedacht werden könnte mit einer ähnlichen Entwicklung, wie sie beim Flußnamen Neißة < \**Neid-sā* vorliegen dürfte.

Immer wieder reizt es die Forschung, das große um 150 n. Chr. geschriebene Werk des Ptolemaeus über das alte Germanien für die Stammeskunde und die alte Geschichte auszuwerten. Viel Erfolg haben die Bemühungen bis-

her nicht gehabt, die Schwierigkeiten sind zu groß. Die Handschriften weisen bisweilen sehr auseinandergehende Schreibungen auf, so daß eine Sicherheit nur dort gewährleistet ist, wo die ptolemäischen Namen durch andere Quellen gesichert sind. Außerdem war dem in Alexandrien schreibenden Geographen bzw. seiner Vorlage Marinus von Tyrus Germanien unbekannt. Es treten weiter Verzerrungen des Gradnetzes auf, die die Festlegung der Stämme und Orte schwierig gestalten. Die Beurteilung schwankt zwischen größter Skepsis und tiefer Bewunderung. Diese findet sich im großen vierbändigen Werk von E. Šimek, „Velká Germanie Klaudia Ptolemaia“ [Das große Germanien des Cl. Ptol.]. Dem IV. Bande (Opera Universitatis Masarykianae Brunensis, Facultas Philosophica, č. 49, Brno [Brünn] 1953) ist eine Zusammenfassung auch in deutscher Sprache beigegeben, die dem des Tschechischen nicht kundigen Leser einen Überblick gestattet (S. 625—657). Die Lage der Sudeten ist Ptolemaeus nicht klar gewesen, so daß gerade in dem uns hier interessierenden Gebiete Skepsis angebracht ist. Šimek möchte die Beendigung des Werkes schon dem Jahr 135 n. Chr. zuschreiben. In den Kelten, die sich im 4. Jh. v. Chr. über Thüringen, Nordböhmen, Mähren und Schlesien ausgebreitet haben, sieht er nicht die literarisch bezeugten Bojer, sondern die Volcae Tectosages, während er die Bojer nach Nordostbayern und Südböhmen verweist. Er möchte auf sie den Namen der mährischen Walachen zurückführen, ohne zu sehen, daß die lautverschobene Form des ahd. *Walh* die Germanen als Vermittler bezeugt, die den Namen aus anderen Teilen Germaniens mitgebracht haben können. Er glaubt ferner auf Grund einer falschen Etymologie des Namens *Pelso* für den Plattensee, daß Slawen schon im ersten Jh. n. Chr. in Pannonien gewesen wären, beschwert also sein Buch mit unrichtigen Etymologien und darauf aufbauenden stammeskundlichen Behauptungen, die in der Luft hängen. Die sprachlichen Schwierigkeiten werden nicht gesehen. Der Volksname *Suebi* soll ursprünglich dem Urnengräbervolke angehört haben und auf die einwandernden Germanen übertragen worden sein. Auch der Volksname der Semnonen soll ungermanisch klingen, an seiner germanischen Herkunft ist aber nicht zu zweifeln. Diese willkürlichen Behauptungen zeigen, daß Šimek die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit der Wissenschaften gerade in stammeskundlichen und frühgeschichtlichen Fragen noch nicht aufgegangen ist.

In seinem jüngsten Buche „Poslední Keltové na Moravě“ [Die letzten Kelten in Mähren], (Opera Universitatis Brunensis, Facultas Philosophica, 53, Brno [Brünn] 1958; mit ausführlicher deutscher Zusammenfassung S. 520—537), wiederholt E. Šimek seine Ansichten, die sich von denen anderer Forscher unterscheiden. Die Bojer werden trotz Filips oben besprochenem Buch auf Südböhmen beschränkt. Hier und in Südmähren bis zur Donau sollen auch die Markomannen gewohnt haben, die Bezeichnung *Boiohaemum* soll sich ursprünglich nur auf dieses Gebiet bezogen haben. Die mährischen Volker werden mit den *Cotini* gleichgesetzt. Darauf, daß sie den Quaden, die auch nach Šimek in der Sowakei wohnen, nach Tacitus, *Germania*, c. 43, Tribut zahlen müssen, wird nicht eingegangen. Der Name Walachen in Ostmähren ist ihm wieder eine Bestätigung seiner Ansicht von den mährischen *Volcae*. Sie hätten, im Norden und Süden von Germanen umgeben, eine keltische Sprachinsel in der *Germania* dargestellt. Die Germanen seien zuerst Sklaven der

Kelten gewesen — ein Beweis dafür wird nicht erbracht. Später seien sie zur Mehrheit geworden. Die Kelten hätten sich bis ins 4. Jh. n. Chr. behauptet. Dafür wird prähistorisches Beweismaterial namhaft gemacht, das die Prähistoriker nachprüfen sollten, die wahrscheinlich die vermutete Zeitstellung richtigstellen werden. Die Blüte der keltischen Wallburg Staré Hradisko bei Okluky, Bezirk Proßnitz, wird in das erste nachchristliche Jh. gesetzt. Mit Slawen in Mähren wird schon im zweiten Jh. n. Chr. gerechnet. Als Beweis dienen Ortsnamen wie *Asanka* und *Kalaisia* und wieder der alte Name des Plattensees. Von den dagegen schon vor langer Zeit vorgebrachten Gegenargumenten (z. B. bei E. Schwarz, „Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien“, Mittn. des öst. Inst. f. Gesch. 43 (1929), S. 187—260) wird nicht gesprochen. Seine seit Jahrzehnten immer wieder vorgebrachten Thesen sind schlecht unterbaut, beruhen auf willkürlicher Auslegung der Quellen, Beiseiteschieben dagegen eingewandter Argumente und vollständiger Vernachlässigung und Verkennung der sprachlichen Tatsachen.

Das Fehlen einer nicht nur historisch, sondern auch sprachwissenschaftlich orientierten Stammeskunde hat den Vf. veranlaßt, eine „Germanische Stammeskunde“ (Heidelberg 1956, 248 S.) zu schreiben, die nicht nur das sichere Wissen zusammenfaßt, sondern auch die vielen noch offenen Probleme herausstellt und durch die beigegebenen Literaturnachweise Einarbeitung in Teilfragen ermöglicht. Nicht die politische Geschichte steht im Vordergrund, sondern die Frage nach der Heimat der einzelnen Stämme, den Wanderungen, das Entstehen von Stammesbünden und -reichen, die Stammeszeit, die dem Merovinger-, Karolinger- und dem deutschen Reich voranliegt.

Im folgenden sollen die germanischen Stämme gemustert werden, deren Nachkommen durch die Lage ihrer Gebiete Nachbarn der Slawen geworden sind.

Viel diskutiert ist die Frage, wie es zur Bildung des sächsischen Stammes gekommen ist. Die nach Britannien ausgewanderten Stammesteile haben ein ausgebildetes Königtum. War es bei den deutschen Sachsen ähnlich, so ist ihre Adelsrepublik ein späteres Erzeugnis (dazu A. Genrich, „Die Entstehung des sächsischen Stammes“, Forschungen u. Fortschritte 25 (1949), S. 49—53). W. Lammer, „Die Stammesbildung bei den Sachsen. Eine Forschungsbilanz“, Westfälische Forschungen 10 (1957), S. 25—57, betont die Ausbreitung der Sachsen aus dem Norden ab 200 n. Chr., zunächst entlang der Nordseeküste auf dem Meere, wobei sich die Chauken anschlossen, die die Salier nach Südwesten schoben. Die Landnahme in Britannien bedeutet den Abschluß der Seewanderungen. Im 6./7. Jh. wird die Landexpansion sichtbar, wobei kriegerische Ausbreitung für wahrscheinlich gehalten wird. Aber auch mit friedlicher wird zu rechnen sein, das wird von den Verhältnissen abhängen, wie dazu bemerkt werden muß. Die Adelschicht wird der eigentliche Träger der Herrschaft. Die historischen Nachrichten sind sagenhaft gefärbt. Manches bleibt noch unklar bei diesem Zusammenschluß zum sächsischen Großstamm, so die Art des Zusammenwachsens mit den südlichen Stämmen. Soweit es sich um Schleswig-Holstein handelt, werden die nordalbingischen Sachsen mit der Frühgeschichte der Sachsen und den Siedlungen des frühen Mittelalters nördlich der Elbe in der „Geschichte Schleswig-Holsteins“, hrsg. von O. Klose, (Neumünster 1955—1957), III. Bd von H. Janckuhn, Die Frühgeschichte vom

Ausgang der Völkerwanderung bis zum Ende der Wikingerzeit, zusammenfassend behandelt, wobei viele Kartenbeigaben der Veranschaulichung dienen. Das Verhältnis zu den im Osten von Holstein sesshaft gewordenen slawischen Wagriern wird noch erörtert werden.

Auch die Geschichte der Thüringer ist in ihrer älteren Phase noch reichlich mit offenen Fragen bedacht. Der Zusammenhang des Volksnamens *During* < *Thuring* mit den auf demselben Boden wohnenden älteren *Hermunduren* wird von historischer Seite bezweifelt, der Wechsel von *th* und *d* erregt Bedenken. Er ist durch das Vernersche Gesetz erklärbar, wenn es neben \**Ermundurōs* ein älteres \**Thurōs* gegeben hat, von dem sich das wohl im 3. Jh. n. Chr. konstituierende Volk der Thüringer ableitet, das sich durch das Suffix als „Abkömmlinge der Thuren“ bezeichnet. Es ist derselbe Vorgang, der den Zusammenhang zwischen den *Eudusi* in der Zeit des Ariovist und den *Juthungen* des 3. nachchristlichen Jh. begleitet (dazu E. Schwarz, „Die Herkunft der Juthungen“, Jb. f. fränk. Landesforschung 14 (1954), S. 1—8). Mit der Frage des neuen Stammesbundes der Thüringer, der durch die Abwanderung großer Stammesteile nach Süddeutschland notwendig geworden ist und die Aufnahme nördlicher Stämme wie der Warnen mit sich gebracht hat, beschäftigt sich immer wieder die Forschung. Auf die Frage des Anteils der Angeln daran kann hier nicht eingegangen werden. Das 802—803 aufgezeichnete Recht der Thüringer trägt den Titel „Gesetz der Angeln und Warnen, das ist der Thüringer“. Es wird sich um ein Bündnis der alten Bewohner mit neuen handeln. Im Gebiet von Schmücke und Hainleite lag der Gau *Engilin*, östlich der Saale bis zur Mulde lagen die *Hwerenofelda*, die „Warnenfelder“. Vgl. dazu zuletzt E. Schwarz, „Thüringer, Angeln und Warnen“, Jb. f. fränk. Landesforschung 15 (1955), S. 23—28. Während man es sonst heute mit Recht aufgegeben hat, Beziehungen zwischen Ortsnamen und germanischen Stämmen zu suchen, ist die Verbreitung der Ortsnamen auf -leben (dazu die Karte im Mitteldeutschen Heimatatlas 9, II und III) auffällig, weil diese Ortsnamengruppe in Thüringen mit Ausläufern bis Würzburg auf das Gebiet des großthüringischen Großreiches beschränkt ist und dann mit Überspringung des Sachsenlandes in Jütland, auf den dänischen Inseln, in Schonen und mit Ausläufern in Götaland begegnet, so daß ein Zusammenhang mit dem Norden kaum abzulehnen sein wird. L. Fiesel hat das bestritten und die Namen auf -leben als jüngere Bildung erklärt, weil der Lößboden auf der Börde um Magdeburg, wo die meisten Namen auf -leben auftreten, zu schwer für frühen Ackerbau gewesen sei („Gründungszeit deutscher Orte mit dem Grundwort -leben und Siedlungsbeginn in der Magdeburger Börde“, Bll. für dt. Landesgesch., 90 Jg. (1953), S. 30—77). Auffallenderweise brechen die -leben an der Elbe und Saale jäh ab. Würde es sich bei dieser Namensgruppe, von der Ortsnamen seit dem 8. Jh. bezeugt sind, also seit dem Einsetzen der Urkunden, um eine jüngere Namensbildung handeln, wie es neben Fiesel A. Timm, „Mitteldeutschland vor dem Jahre 1000 im Spiegel der deutschen Geschichte“, Wiss. Zs. der Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg I, 3 (1951/52), S. 70 ff., tut, der diese Namen mit der Ausbreitung des Feudalismus fränkischer Prägung von Westen nach Osten hin zusammenbringt, müßte man Auftreten östlich der Saale erwarten, was nicht der Fall ist. Wäre die Börde bewaldet gewesen, so wäre Auftreten von

Rodungsnamen zu erwarten, was die Namen auf -leben nicht sind. Es ist also anzunehmen, daß Menschen die Entwicklung eines geschlossenen Waldes verhindert haben. Vgl. dazu H. Meusel, „Der Eichen-Mischwald des mitteldeutschen Trockengebietes“, ebenda, I, 1/2 (1951/52), S. 72, 71. Das Fehlen frühgeschichtlicher Funde in der Börde kann sich durch die dichte Besiedlung des landwirtschaftlich bis zum letzten genutzten Landes erklären. So neigt K. Bischoff, „Elbostfälische Studien“, Mitteldeutsche Studien, hrsg. von Th. Frings und K. Bischoff, H. 14 (1954), S. 91—98, das Für und Wider sorgfältig abwägend, doch dazu, hier einen Niederschlag einer von Norden kommenden Bevölkerung zu sehen. Auch M. Bathe, „Die Ortsnamen auf -leben sprachlich“, Forschungen u. Fortschritte 27 (1953/54), S. 51—55, der die Ergebnisse eines im Manuskript vorliegenden Buches zusammenfaßt, zweifelt nicht, daß diese Namen in die Zeit des großthüringischen Reiches zurückgehen und die Warnen dabei eine Rolle spielen. Ob seine Ansicht, daß auch die Angeln bei der Ausbildung des Namentyps beteiligt sind, und aus den Personennamen des ersten Teiles erschlossene Unterschiede zutreffen, muß bis zum Erscheinen seines Buches zurückgestellt werden. Das Verhältnis zu den Ortsnamen auf -stedt bleibt noch näher zu untersuchen. In der festländischen Heimat der Angelsachsen, besonders in der Landschaft Angeln, haben die Namen auf -leben in der Auswanderungszeit, im 5. und 6. Jh., gefehlt, ebenso im Sachsenlande, im Bardengau und im übrigen Norddeutschland, deshalb kennt sie England nicht. Weder Angeln noch Sachsen, Friesen, Franken, Langobarden sind Träger dieser Namen gewesen, auch nicht Elbgermanen. Man darf vermuten, daß die thüringischen Namen auf -leben eine kulturelle Auswirkung des großthüringischen Reiches sind. Ob sie östlich der Elbe und Saale einmal vorhanden waren, muß dahingestellt bleiben. Wäre damit zu rechnen, wäre dadurch eine Verbreitung nach Mecklenburg möglich, wo Warnen vorher gewohnt haben. Wichtig ist, daß die Ausbildung dieses Namentyps mit Personennamen im Genetiv im ersten Teil in eine relativ frühe Zeit versetzt werden kann und dann fränkischer Einfluß, der bisweilen beim Ausbilden dieser genetivischen Namen und überhaupt fester Ortsnamen angenommen wird, nicht in Betracht kommt. Diese Namen können auf den dänischen Inseln vor-dänischer Herkunft sein, sind aber von den Dänen übernommen worden. Hier fehlen noch eingehendere Arbeiten. Der Nachdruck wird vielleicht nicht auf Warnen als Stamm zu legen sein, es kann sich um Aufkommen zu einer bestimmten Zeit bei kulturellen Zusammenhängen mit Stämmen des Nordens handeln, von denen ein Teil nach dem Süden gelangt ist, vgl. E. Schwarz, „Probleme germanischer Ortsnamenforschung“, Quatrième congrès international de sciences onomastiques, Uppsala 1952, S. 461—464. Auftreten eines aus dem nordwestlichen Brandenburg und Mecklenburg stammenden Volkes, wohl von Warnen, um 400 in Thüringen und Aufgehen der Einwanderer in der heimischen Bevölkerung glaubt die Vorgeschichtsforschung erkennen zu können, vgl. G. Miltenberger, „Zur Vorgeschichte des thüringischen Stammes“, Forschungen u. Fortschritte 24 (1948), S. 79—82.

Die thüringischen mit Stammesnamen zusammengesetzten Gaunamen beschäftigen die Forschung sehr. Darauf kann hier nur kurz eingegangen werden. Aus dem Schwabengau an der Bode stammten die 20 000 „Sachsen“, die 567 zu

Alboin gestoßen waren, um an der Eroberung Italiens teilzunehmen. Es handelt sich in Wirklichkeit um Nordthüringer, die mit den Verhältnissen in ihrer Heimat, der Überlassung ihres Landes an die Sachsen wegen deren Hilfe bei der Zerstörung des Thüringerreiches und den Tributen unzufrieden waren. Sie konnten sich in Italien mit den Langobarden nicht einigen und kehrten zurück. Ihr Land war inzwischen von den Franken den Schwaben überlassen worden, mit denen die Heimkehrer um den Besitz ihrer Heimat in Kämpfe gerieten. Der Name Schwabengau kann deshalb erst nach 567 aufgekommen sein. Auch der Name „Warnfelder“ muß alt sein. Er lebt noch im Anfang des 9. Jhs. in der Nachbarschaft, als hier schon Sorben wohnten. Er muß also in die vorsorbische Zeit zurückreichen, mindestens in das 6. Jh., vermutlich in noch ältere Zeit. Daneben gibt es Bezeichnungen wie Hassegau, und die Meinungen gehen auseinander, aus welcher Zeit sie stammen können. Bei Gregor von Tours V 15 heißt es, daß man *Suevos et alias gentes* in der Gegend angesiedelt habe. A. Timm, „Das Friesenfeld und die Friesen“, *Wiss. Zs. der Univ. Rostock* 4 (1954/55), H. 2, S. 123—127, will *gentes* nicht mit „Stämmen“, sondern mit „Heiden“ übersetzen. Die Schwaben waren aber doch ein „Stamm“. Die Franken haben auch anderwärts schon im 6. Jh. Stämme und Stammesteile verpflanzt und damit eine Einrichtung des römischen Reiches übernommen und fortgeführt. Davon daß eine fränkische Staatskolonisation erst im 8. Jh. einsetzt (A. Timm, „Studien zur Siedlungs- und Agrargeschichte Mitteldeutschlands“, Köln-Graz 1956, S. 35 ff.), kann keine Rede sein. Abzuweisen ist auch seine Ansicht (ebenda, S. 48), daß im Gaunamen *Hwerenofelda* ein Personennamen vorliege. Ein *Warin* müßte stark flektieren, -no ist der Genetiv Plur. eines Stammesnamens. Auch sonst überzeugt seine Darstellung und Beurteilung der Stammesverhältnisse und der Ortsnamen nicht. W. Heßler, „Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters“, *Abh. der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil.-hist. Kl.*, Bd 49, H. 2 (1957), wendet sich mit Recht dagegen. Am wahrscheinlichsten ist Verpflanzung kurz nach 566, doch spricht nichts dafür, daß die Schwaben von der Nordseeküste gekommen sind (S. 101). Am nächsten liegt es, an die Semnonen zu denken, die in der Nachbarschaft östlich der mittleren Elbe wohnten und die herübergenommen wurden, als das ostelbische Land vor den Awaren geräumt wurde. Zur Frage des Hassegau, von dem das Friesenfeld ein Teil ist, s. W. Mitzka, „Die Hessen und der Hassegau in Ostfalen“, *Katara-Festschrift* (Helsinki 1952), *Neuphil. Mitteil.* 53, S. 170—185; M. B a t h e, „Namenkundliches und Sprachgeschichtliches zum Hassegau“, *Leipziger Studien* 1957, S. 20—62, mit wertvollen Beobachtungen, aber auch einigen zu beanstandenden Auffassungen über stammeskundliche Fragen.

In der Beurteilung der Markomannen, ihrer Bedeutung für Böhmen und für die Baiernfrage stehen sich verschiedene Ansichten gegenüber. Sie spielen im 1. Jh. n. Chr. seit ihrer Landnahme in Böhmen zwischen 8 vor und 3 nach Chr. unter Marbod eine bedeutende Rolle, treten dann den Römern im Markomannen- und Quadenkrieg 166—180 in Südmähren und im nördlichen Niederösterreich mit anderen Donauvölkern entgegen und werden das letztmal als Hilfstruppen Attilas in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern 451 genannt. 395 sind Markomannen unter Fritigil in Pannonien angesiedelt wor-

den, wobei zu fragen ist, ob es sich um das ganze zusammengeschrumpfte Volk oder einen kleineren Gau handelt. Die Ansicht, daß die Markomannen nur vorübergehend eine große Rolle gespielt haben und ihr Auftreten überschätzt worden ist, wird von J. Dobiáš, „Wo lagen die Wohnsitze der Markomannen?“, *Historica II* (Praha [Prag] 1960), S. 37—74, bekämpft, der an der alten Ansicht festhält, daß die Markomannen dauernd in Böhmen geblieben sind, ihr Auftreten in Südmähren nicht eine Übersiedlung darstellt (so H. Mitscha-Märheim, „Der Siedelzug der böhmischen Markomannen an die niederösterreichische Donau“, *Mittn. der urgeschichtl. Arbeitsgem. in der Anthropol. Ges. Wien I* (1950), Nr. 9/10, S. 1—5, sondern eine Ausbreitung ihres Gebietes sei. Aber es bleibt zu beachten, daß die Markomannen sichtlich an Bedeutung gegenüber den Quaden (Sweben) zurücktreten, die im 5. Jh. ein starkes Volk sind, und daß sich die Angriffe der Römer gegen die Markomannen nicht nach Böhmen, sondern nach Südmähren richten, so daß man doch den Eindruck hat, daß hier das Hauptvolk sitzt. Dobiáš hält auch die Nachricht, daß Marbod 74 000 Kämpfer gegen Rom aufbieten konnte (Velleius Paterculus II 109, 2), für glaubhaft. Wie hätte aber bei der relativ dünnen Bevölkerung der alten Zeit und dem nur zur Ernährung der Bauern ausreichenden Ackerbau ein so großes Heer unterhalten werden können? Er kommt schätzungsweise für die Markomannen auf eine Volkszahl von 300 000 Seelen. Die Wandalen, die Geiserich vor der Überfahrt nach Nordafrika hat zählen lassen, waren 80 000 Seelen stark. Mit 16 000 waffenfähigen Männern ist ein Reich erobert worden, in dem man mit einer Bevölkerung von 7—8 Millionen rechnet. Es müssen auch die allerdings verschieden ausgelegten Nachrichten über Hermanduren in Böhmen beachtet werden, die hier vielleicht das ältere Volk waren und deren König Vibilius sich in die markomannischen Verhältnisse einmischt. Hier kann die Ursache liegen, daß die Markomannen aus Böhmen fortgestrebt und ihren Blick auf Mähren gelenkt haben, das frei geworden war, als sich ihre Bundesgenossen, die Quaden, in die Slowakei wandten. Daß Böhmen ursprünglich von Markomannen besetzt war, wenngleich noch andere Stämme hier gewohnt haben, verteidigt J. Dobiáš, „Ještě jednou k problému starověkého Boiohaema. Leželo Boiohaemum na Morave?“ [Noch einmal zum Problem des alten Boiohaemum. Lag Boiohaemum in Mähren?], in den *Listy Filologické* 1960, S. 88—92, 217—221, gegen V. Ondrouch, „Historische Voraussetzungen für die Limesforschung in der Tschechoslowakei“, im Sammelband „Limes Romanus-Konferenz Nitra (Bratislava [Preßburg] 1959), S. 63—106, mit Recht. Es ergibt sich daraus auch, daß er Šimeks Thesen ablehnt.

Die Markomannenfrage ist wichtig, weil damit die Frage der Herkunft der Baiern zusammenhängt. Sie gehören zu den Stämmen, die sich am spätesten — die Angaben schwanken zwischen 489 und 535 — in Süddeutschland niedergelassen haben, und doch ist von ihrer Herkunft in den Quellen nicht die Rede, so daß viele Vermutungen geäußert werden und auch geäußert worden sind. Der Name *Baivari* scheint mit *Boiohaemum*, das bei den Germanen \**Bai(a)haim* geheißten haben muß, zusammenzuhängen, und hauptsächlich darauf hat Zeuß die z. T. noch heute verbreitete Ansicht von der Herkunft der Baiern von den Markomannen in Böhmen aufgebaut, obwohl wir nicht wissen, wo um 500 noch Markomannen gewohnt haben, ob der Stamm noch intakt war, zumal

sie seit 395 — abgesehen von der oft geleugneten Teilnahme an Attilas Zug 451 — nicht mehr erwähnt werden. Dagegen sind die stammesverwandten *Quaden*, die im 5. Jh. wieder mit dem Namen des Hauptstammes als *Sweben* bezeichnet werden, in der Slowakei ein starkes kräftiges Volk, das es auch mit den Ostgoten aufnimmt. Auf sie lenkt sich neuestens wieder der Blick. H. Löwe setzt das Land *Baias* des ravennatischen Geographen südlich der Weißen und Kleinen Karpaten an, was nicht überzeugt. Er glaubt, daß die Einwanderung der Sweben aus der Slowakei nach Norikum etwa auf 515—530 anzusetzen ist. Damals stand der Westteil der Slowakei schon unter langobardischer Herrschaft. Diese Schwierigkeit sucht H. Mitscha-Märheim dadurch zu beseitigen, daß er mit Ausbreitung der Sweben aus der Slowakei nach Pannonien nach dem Abzug der Goten 471 rechnet, was einleuchtet, weil Pannonien nach dem Untergang des Hunnenreiches von den Sweben erstrebt worden ist. Beim Zug der Ostgoten nach Italien 489 hätten die Sweben Pannonien unter Führung des Bruders Odoakers geräumt und Norikum besetzt, was zeitlich und räumlich möglich ist. Vgl. H. Löwe, „Die Herkunft der Bajuwaren“, Zs. f. bayer. Landesgeschichte 15 (1949), S. 5—67; H. Mitscha-Märheim, „Die Herkunft der Baiern“, Mittn. der Anthropol. Ges. in Wien 80 (1950), S. 213—244; dazu weiterführend E. Schwarz, „Herkunft und Einwanderungszeit der Baiern“, Südost-Forschungen 12 (1953), S. 21—48, wobei auch die Frage gestreift wird, ob sich Teile anderer Stämme an der Konstituierung des bairischen Stammes beteiligt haben. Offen bleibt, was mit den germanischen Volksresten in Böhmen geschehen ist, die noch im 6. Jh. in Reihengräbern Innerböhmens in Prag-Podbaba, Neratowitz, Čelakowitz und anderen Orten gefunden werden. Die Bearbeitung und Veröffentlichung ihrer Hinterlassenschaft steht noch aus. Die letzten Germanen Böhmens werden mit den Langobarden nach Italien gezogen sein, denn die Alboin zuziehenden Sachsen werden von Nordthüringen durch Böhmen gekommen sein, das die Langobarden beherrscht hatten. Wir haben keine Nachricht, ob es sich bei diesen Germanen in Böhmen um Nachkommen der Markomannen oder der Thüringer oder um beide handelt. Am ehesten werden sie als Thüringer bezeichnet werden dürfen, die die Oberpfalz im 5. Jh. beherrscht und die samt Naristen vielleicht bei der Landnahme um Regensburg eine Rolle gespielt haben, vgl. E. Schwarz, „Die bairische Landnahme um Regensburg im Spiegel der Völker- und Ortsnamen“, Beitr. z. Namenforschung 1 (1949), S. 51—71, bes. S. 70—71.

Es steht keineswegs so, daß die Baiern in Rätien und der Oberpfalz das erste germanische Volk waren. Sie haben Germanen angetroffen und in ihren neuen Staat aufgenommen, am Lech die Juthungen, die Nachkommen der Donau-Hermunduren und der Eudusen, in der Oberpfalz die *Naristen*, die einen ungermanischen Namen führen und bei denen die Vermutung geäußert werden darf, daß es sich um einen alten vorgermanischen Stamm handelt, der germanisiert worden ist. Die vom Vf., Beitr. z. Namenforschung 4 (1953), S. 313—323, geäußerte Ansicht, daß es sich bei ihnen um einen Stamm der Veneter handeln könnte, läßt sich kaum aufrecht erhalten. László Barkóczy, „Die Naristen zur Zeit der Markomannenkriege“, Folia archaeologica 9 (1957), S. 92—99, behauptet, daß die Lokalisierung der Naristen in die Täler der Naab

und des Regens ohne Beweise vorgenommen worden sei. Aber sie reichen von der Germania des Tacitus bis ins 8. Jh. Noch im Anfang dieses Jhs. wußten nach Burgund übergesiedelte Naristen, die sich nun Varasker nannten, daß ihre Heimat der Gau *Stadevanga* „Uferfelder“ am Flusse Regen war, was sich nur auf das Chamer Becken beziehen kann, vgl. dazu E. Schwarz, Beitr. z. Namenforschung 1 (1949), S. 55—58, wie auch J. Dobiáš, „Expediio Naristarum“, Listy Filologické 6 (1958), S. 65—68; 7 (1959), S. 22—31, mit Recht betont. Eine vor kurzem in Zana in Ostalgie aufgefundene Inschrift kennt ihren König *Valao*, der einen germanischen Namen trägt und bisher der einzige namentlich bekannte Nariste ist, vgl. J. Dobiáš, „Nový nápis ze Zany (Diana Veteranorum) a římský nápis na skále Trenčínské“ (CIL III 13439 = Dessau, ICS 9122, [Eine neue Inschrift aus Zana und die römische Inschrift auf dem Trentschiner Felsen], Listy Filologické 5 (1957), S. 179—196; mit französischem Résumé). H. Bengtson, „Neues zur Geschichte der Naristen“, Historia 8 (1959), S. 213—221, sucht ihre Sitze nach Oberösterreich zu verlegen. Er bezweifelt auch ihr Fortleben in der Oberpfalz. Ablehnend wird sich der Vf. dieses kritischen Überblickes an anderer Stelle äußern. Die Hypothese, daß die Naristen nach dem Sturze des Thüringerreiches durch die Franken dem bairischen Herzogtum eingegliedert worden sind und ein Teil nach Burgund versetzt worden ist, bleibt die wahrscheinlichste. Die Aufnahme in das bairische Herzogtum dürfte dazu geführt haben, daß ihr an der Grenze der Oberpfalz gegen Böhmen gelegener Gau schon im 8. Jh. eine bairische, z. T. gewiß mit einheimischen Bewohnern betriebene Nachbesiedlung erfahren hat, als es sich darum handelte, eine feste Wacht gegen Böhmen zu schaffen, vgl. E. Schwarz, Beitr. z. Namenforschung 4 (1953), S. 291—322. Eine Zusammenfassung der Völkerwanderungszeit bietet jetzt das Buch des Vfs., „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“, S. 29—51.

Auf Ostgoten in Kärnten sucht E. Kranzmayer, „Ortsnamenbuch von Kärnten“ I, S. 53—58, elf Orte namens Edling zurückzuführen, die alle im alten Siedellande liegen. Der Herzogbauer in Blasendorf, der den kärntischen Herzog auf dem Zollfelde einführte, war ein Edling. Es gab Edlinge auch im Isonzogebiet und in Steiermark, wohin die Langobarden nicht ausgegriffen haben. Die slowenische Bezeichnung dafür ist *kazak* „Edeling“, aus turkottartarischem *qasaq* „Oberhirt, Nomade“ stammend, vgl. P. Lessiak, „Edling-Kazag“, Carinthia I, 113 (1913), S. 81—94. Die Ansichten über die Freibauern und ihre nationale Zuteilung in Kärnten schwanken, darauf kann hier nicht eingegangen werden. E. Kranzmayer vermutet Beschränkung von *adalingus* „bevorrechteter Bauer“ auf einstmalig ostgermanisch besiedelten Boden, so daß es sich in Kärnten um eine ostgotische Einrichtung von Wehrbauern handeln würde. Die Diskussion darüber wird weitergehen. Ortsnamen, die *Gozzilo* „kleiner Gote“ enthalten, können kaum mit Kranzmayer auf Gotensiedlung bezogen werden. Er bemüht sich auch, acht Ortsnamen von einem altslowenischen *\*maloče(m)p-* abzuleiten, das „Gerichtsstein“ bedeuten soll (S. 56 ff.), wozu auch Mailsberg bei Maria Saal gehört („Der Ortsname ‚Mailsberg‘ und seine Verwandten. Namenkundliches um die Kärntner Edling-Frage“, Carinthia I, 140 (1950), S. 284—303). Das slowenische Wort wird als Rechtsausdruck und Entlehnung aus dem Gotischen erklärt, < *\*mahalakimp-*, wobei

\**kimp* als Ablautform zu dänisch *kamp* „Felsstein“ gestellt wird. Man denkt an den Stein, den Herzogstuhl, auf dem die Kärntner Edelinges den neuen Herzog empfangen.

Im nördlichen Niederösterreich und wohl auch in Südmähren ist vermutlich seit etwa 430 das Rugierreich entstanden, von dessen Beziehungen zu den Romanen Norikums die Vita Severini erzählt. 486 und 488 ist es von Odoaker in zwei Feldzügen zerstört worden. Die Frage, ob sich Volksreste — abgesehen von den mit Theoderich nach Italien gezogenen — im Lande gehalten haben, beschäftigt die Forschung. In der Raffelstettener Zollurkunde von 906 ist von *Rugi* die Rede. Weil auch die Russen so genannt werden, glaubt E. Zöllner, „Rugier oder Russen in der Raffelstettener Zollurkunde“, Mittn. des öst. Inst. f. Gesch. 60 (1952), S. 108—117, daß die betreffende Stelle zu übersetzen ist „Slawen, die von den Rugiern (= Russen) und den Böhmen, um Handel zu treiben, kommen“. Andererseits verschwindet fast niemals ein Volk zur Gänze und es ist nicht abzulehnen, daß Volksreste später den Anschluß an die Baiern gefunden haben. Die Rolle Niederösterreichs, das westlich vom Wiener Wald nicht mehr zu Pannonien, sondern zu Norikum gehörte, bei der bairischen Landnahme und im 6. und 7. Jh. ist noch nicht ganz geklärt. Ein Flußname wie Erlaf < *Arilape* hat die 2. Lautverschiebung mitgemacht, Tulln, ebenfalls Flußname, weiter östlich nicht mehr. Die zeitweiligen Kämpfe mit den Awaren werden unruhige Zeiten für etwaige kaum zahlreiche germanische Volksreste (Rugier, Heruler und vielleicht Baiern) mit sich gebracht haben. Das ahd. *mūta* „Maut, Zoll“ ist eine Entlehnung aus gotisch *mōta* oder spätostgerm. \**mūta*, von dem auch das altslawische *myto* ausgeht. Es wäre möglich, daß der Entlehnungsbereich an der Donau in Niederösterreich liegt, wo ein alter Handel mit den mährischen Slawen betrieben worden ist und Ortsnamen wie Mautern, Mauthausen an Zollstationen erinnern, wovon die Raffelstettener Zollurkunde spricht. Es ist von der Forschung nicht beachtet worden, daß der Markgraf *Rüedegēr*, der nach dem Nibelungenliede in Pöchlarn an der Erlafmündung zu Hause war, eine Namensform aufweist, die nicht auf das vorauszusetzende \**Hrōdgēr*, sondern auf ein am ehesten durch ostgerm. \**Hrōthigais* vermitteltes \**Hrōdigēr* deutet. *Rüedegēr* löst seit dem 11. Jh. *Hruodgēr* ab, wohl durch Passauer Vermittlung in einer älteren Stufe des Nibelungenliedes. Daß Reste geschlagener Stämme den Anschluß an andere größere gesucht und gefunden haben, ist seit dem ersten Jh. vor Chr. nachzuweisen, so daß es nicht ausgeschlossen ist, daß sich Spuren davon in der späteren Geschichte und bei den Namen feststellen lassen. Vgl. dazu E. Schwarz, „Das germanische Kontinuitätsproblem in Niederösterreich“, Festschrift Th. Mayer I (Lindau-Konstanz 1954), S. 37—41.

Mit einem anderen ostgermanischen Restvolk hat sich die Forschung in den letzten Jahren weniger beschäftigt, mit den Herulern. Ihr Reich dürfte um 500 in der kleinen ungarischen Tiefebene nördlich Preßburg zu suchen sein, da die langobardische Landnahme im Rugiland nach dem Untergang des Rugierreiches offenbar unter ihrer Hoheit erfolgt, so daß ihr Hauptgau in der Nähe zu suchen ist, vgl. E. Schwarz, „Germanische Stammeskunde“, S. 104 ff. Auf die verschiedenen Ansichten zu dieser Frage kann hier nicht eingegangen werden. 505 haben die Langobarden das Herulerreich zerschlagen.

Ein Teil des Volkes ist in die schwedische Heimat zurückgekehrt und dabei durch die Länder der *Slaveni* und schließlich durch eine Öde, also dünn bewohntes Land, gekommen, bevor die Ostsee erreicht worden ist. Dieser Bericht wird von slawischen Forschern so ausgelegt, daß der Zug durch Mähren gegangen sei, daß demnach damals, um 512, schon von Slawen bewohnt gewesen sei, vgl. u. a. J. Poulík, „Jižní Morava země давныхъ slovanů [Südmähren, Land der Slawen], Brno [Brünn], 1948—1950, S. 32. Dazu gibt die Stelle bei Procopius, Bell. Goth. II 15, keinen Anlaß. Hier ist die Rede davon, daß die Heruler nach ihrer Niederlage sich zuerst im Rugierlande aufgehalten und sich wegen drohender Hungersnot dann in das Gepidenland begeben hätten. Die siegreichen Langobarden werden auch Südmähren beherrscht und ihnen so den Rückweg durch dieses Land verlegt haben. Vom Gepidenlande in Südungarn wird der Weg durch die Länder der Slawen östlich der Karpaten durch Polen und Ostdeutschland gegangen sein. Auf keinen Fall ist die Prokopostelle ein Beweis für slawische Besiedlung Mährens oder der Slowakei um 512. J. Widajewicz, „Studia nad relacją Słowianach Ibrahima ibn Jakuba“ [Studien über die Beziehungen der Slawen des Ibrahim ibn Jaqub], Poln. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Ser. II, Bd XLVI, Bd 71 der allgem. Sammlung (Kraków [Krakau] 1946), S. 24, meint, die Heruler hätten in Mähren die „tschechischen“ Völkerschaften bzw. deren Frühformen, in Schlesien die polnischen und im Stromgebiet der mittleren Elbe die sorbischen angetroffen. Das beruht auf der festen Überzeugung, daß diese Länder schon von den Slawen in Besitz genommen waren, wofür keine Beweise vorliegen. Mit Recht wendet sich dagegen B. Rubin, „Prokopios von Kaisareia“ (Stuttgart 1954), Sp. 180—181.

Die Langobarden beginnen nach der Vernichtung des Herulerreiches an der mittleren Donau eine große Rolle zu spielen. Sie haben sich besonders unter König Wakkō stark ausgebreitet. 546 hat ihnen Byzanz Pannonien überlassen, sie haben auch die Westslowakei, Mähren und wohl auch Böhmen beherrscht. Sie haben ihre Stellung zwischen dem Franken- und dem byzantinischen Reich auszunutzen verstanden, Pannonien war der Preis dafür. 567 haben sie mit awarischer Hilfe die Gepiden besiegt, dann es aber vorgezogen, nach Italien zu ziehen, wo die Bevölkerung mit der byzantinischen Herrschaft unzufrieden war. Sie haben vorher einen Staatsvertrag mit den Awaren abgeschlossen, ihnen Pannonien abgetreten, aber sich das Rückkehrrecht vorbehalten, eine interessante Tatsache, die sehr dagegen spricht, daß wir uns diese Zeit als einen Niederbruch der Gesellschaft vorstellen müssen. Diese Vereinbarung wird das Verbleiben von einzelnen Teilen des Volkes erleichtert haben, die nicht versklavt worden sein werden, wie es den besiegten Gepiden geschah. H. Mitscha-Märheim, „Vor- und frühgeschichtliche Völkerbewegungen an der Donau im Raume von Krems“, Festschrift zum 950-jährigen Stadtjubiläum von Krems an der Donau (Krems 1948), S. 14 (des Sonderdruckes), betont, daß noch aus der Zeit um 600 aus der Gegend an der Leitha und aus Südmähren zweifellos germanische Hinterlassenschaften vorhanden seien; weiter d. s., „Die Langobarden des 6. Jh. im österreichischen Donaulande“, Arte de primo Millennio. Atti de Convegno di Pavia 1950, S. 201—204; d. s., „Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österreichischen Donaauraum“, Beiträge zur ält. europ. Kulturgesch., Festschrift R.

Egger, Bd II (Klagenfurt 1953), S. 355—376. Die reichere Ausstattung der Grabfunde legt nahe, daß das Volk in der Zeit der Blüte seines Reiches seine Lebensführung geändert hat. H. Preidel, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“ (Gräfelfing bei München 1954) I, S. 61 ff. spricht ihnen bäuerliche Lebenshaltung überhaupt ab, während H. Mitschamärheim, Festschrift Egger, Bd II, S. 369, das ausgeglichene westgermanische Volkstum im Lande der Langobarden betont. Die Verbreitung der langobardischen Bodenfunde zeigt Abb. 8 bei H. Preidel, wobei es fraglich bleibt, wieweit die germanischen Reihengräber in Mittelböhmen ihnen zuzuordnen sind. Der Grabhügel Žuráň, 10 km ostwärts von Brünn, ist nach dem Urteil J. Werners (bei K. Hauck, Jb. für fränk. Landesforschung 14 (1954), S. 27, Anm. 96) mit Sicherheit die Grablege eines führenden langobardischen Geschlechtes. Da sich die langobardischen Funde in Südmähren, im östlichen Niederösterreich und in Westungarn über Krain bis Italien verfolgen lassen, tragen auch sonst in der Stammeszuweisung zurückhaltende Prähistoriker wie Werner kein Bedenken, damit die Wanderung des Volkes zu verfolgen, vgl. seinen Kongreßbeitrag: „Die langobardischen Grabfelder von Varpalóta bei Veszprém“, Actes de la 3ième session (Zürich 1950), Congrès international des sciences préhistoriques et protohistoriques (Zürich 1953).

Es liegt nahe, nach dem namenkundlichen Niederschlag der Langobarden zu fragen. E. Kranzmayer, „Ortsnamenbuch von Kärnten“ I, S. 50, betrachtet *Carnich* für antikes \**Karnikom*, das heutige Krainburg, die alte Hauptburg von Krain, wo ein gotisch-langobardisches Gräberfeld gefunden worden ist, als langobardische Schreibung (wegen des lautverschobenen *-ch*), ebenso *Gurnitz* in Kärnten, im 9. Jh. *Gurnuz*, das auf ein keltisches \**Karnotos* zurückgeführt wird, wobei aber die vokalische Entwicklung der ersten Silbe unklar bleibt. Im großen Friedhof von Theben-Neudorf an der Einmündung der March in die Donau haben sich unter 883 Gräbern auch einige wenige langobardische neben awarischen und überwiegend slawischen gefunden, vgl. J. Eisner, „Devinská Nová Ves“ [Theben-Neudorf] (Bratislava [Preßburg] 1952), S. 55 ff. Es darf deshalb mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß einige Langobardenreste in den seit etwa 800 nach der Niederwerfung des Awarenreiches erscheinenden Baiern aufgegangen sind. Sollte die Bewahrung des Flußnamens March, antik *Marus*, ahd. *Maraha*, tschech. *Morava*, mitten im Langobardenlande darauf zurückzuführen sein? Östlich Wien begegnen als direkte Nebenflüsse der Donau Flußnamen auf *-ach*, wie *Leitha* und ihr Nebenfluß *Schwarza*, *Fischa*, auch *Schwechat* wird ein alter Name sein. Der Awarenkhan ist 805 zur Taufe *super Fiskaha* gekommen. Es ist kaum anzunehmen, daß schon 14 Jahre nach der awarischen Niederlage ahd. Flußnamen von den Baiern hier gegeben worden sind. Aus der Gotenzeit sind hier die germanischen Flußnamen *Scarniunga* und *Aqua nigra* übermittelt; dieses könnte gut eine Latinisierung eines got. \**Swartahwa* und der Vorläufer der *Schwarzach* sein, ja es ist möglich, daß diese Namen schon vorgotisch sind und von den hier angesiedelten Markomannen herrühren. Die germanische Flußnamengebung kann sich daraus erklären, daß um 400 Teile von Pannonien wüst lagen und von Germanen besiedelt worden sind. Wenn es hier eine gewisse Tradition von den Markomannen seit 400 zu den Goten von 454 und schließlich den Langobarden von

546 gegeben hat, versteht man diese Namenzeugnisse. 881 wird für Wien *Wenia* geschrieben, das nicht aus dem altslawischen \**Vědünja*, eher aus dem im Germanischen aus \**Wēdnia* entwickelten *Wēnia* stammt. Die Schreibung von 881 ist unbairisch, wäre aber im Langobardischen unbedenklich. Auch das Fortleben eines germanischen Flußnamens \**Swarta* als tschechisches *Svratka* und deutsche Schwarzach in Südmähren (Nebenfluß der Thaya) würde begreiflich werden. Auf diese Möglichkeit ist vorsichtig hinzuweisen, denn nicht radikales Verschwinden von Völkern, sondern Übergang von Volksresten zum neuen Volk ist das Gegebene, vgl. E. Schwarz, „Slawen, Langobarden und Baiern in ihren ältesten Namenbeziehungen“, Actes et Mémoires du Cinquième congrès international de sciences onomastiques II (1958), S. 283—295. Es ist auch denkbar, daß die Form *Hrapa* für die Raab im 9. Jh., wo eine Hineindeutung von *hrabo* „Rabe“ vorliegen wird, für antikes *Arrabo* „dunkelrotes, bräunliches Wasser“ auf langobardische Entwicklung hinweist. E. Kranzmayer, „Ortsnamenkundliches“, Burgenland, Landeskunde (Wien 1951), S. 386—395, 692—695, äußert sich über langobardische Vermittlung in diesen Teilen Pannoniens, die manche Schwierigkeiten beseitigt, nicht, wohl aber bei E. Kranzmayer und K. Bürger, „Burgenländisches Siedlungsnamenbuch“ (Eisenstadt 1957), s. ZfO. 10 (1961), S. 703—705.

Das Eingreifen der Hunnen auf die gotischen und anderen germanischen Völker und der Auftrieb der germanischen Völkerwanderung durch sie kann hier nur kurz gestreift werden. Der Zusammenhang mit den Hiung nu im heutigen Tschahar und westlichen Dschehol, wo sie erstmalig gegen Ende des 3. Jhs. v. Chr. bezeugt sind, von F. Altheim, „Attila und die Hunnen“ (Baden-Baden), S. 41 ff., noch 1951 vertreten, wird von ihm jetzt aufgegeben, vgl. d. ers., „Geschichte der Hunnen, I: Von den Anfängen bis zum Einbruch in Europa“ (Berlin 1959). Als unmittelbare Vorgänger der europäischen Hunnen werden jetzt die Kidariten und Hephthaliten, auch weiße Hunnen genannt, Türkstämme, betrachtet. Die Frage ist noch im Fluß. Der Zusammenstoß mit germanischen Völkern und ihre Aufnahme ins Hunnenreich wird sich auch auf die hunnische Kultur ausgewirkt haben. Das Reich Attilas war kein rein hunnisches, sondern ein Völkerreich mit vielen fremden Bestandteilen. Die Würdenträger, die Priskos 449 in der Residenz Attilas kennengelernt hat, waren vorwiegend germanischer und iranischer Herkunft, vgl. dazu J. Werner, „Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches“, Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Abh., Neue Folge, H. 38 (München 1956). G. Schramm, „Eine hunnisch-germanische Namenbeziehung“, Jb. f. fränk. Landesforschung 30, Festschrift E. Schwarz (1960), S. 129—155, erwägt die Möglichkeit hunnischer Einflüsse auf germanische Personennamen. Wenn E. A. Thompson, A history of Attila and the Huns (Oxford 1948), beim Namen des zweiten Sohnes des Skirenfürsten Edica *Hunwulf* an Abstammung aus einer skirisch-hunnischen Mischehe denkt, so ist einzuwenden, daß die griechischen Quellen *Onulf* schreiben. Diese mit seinem Bruder Odoaker stabende Form dürfte den Vorzug verdienen.

Ein türkischer Stamm waren sicher, nach den alten Nachrichten und den wenigen erhaltenen Sprachresten zu urteilen, die *Awaren*, die sich von Osten, vor den Türken flüchtend, als Bundesgenossen der Langobarden in die

Puszta vorgeschoben haben, die Gepiden verknechtend. Über sie liegt jetzt die Monographie von A. Kollautz, „Die Awaren“, Saeculum 5 (1954), S. 129—178, vor, die manches in ein neues Licht rückt, allerdings einige Fälschungen, die in die erste Hälfte des 9. Jhs. datiert sind, als echt betrachtet. Die neueste Forschung bringt die Awaren mit den Hephthaliten in direkten Zusammenhang. Sie wären dann, wenn Altheims Hypothese stimmt, daß von ihnen auch die Hunnen ausgegangen sind, mit ihnen nahe verwandt. Vgl. zur Frage K. Czeglédy, „IV—IX századi népmozgalmak a steppén“ [Die Volksbewegungen des IV.—IX. Jhs. in der Steppe] (Budapest 1954), und A. W. Hausig, „Die Quellen über die zentralasiatische Herkunft der europäischen Awaren“, Central Asiatic Journal II (1956), S. 21—43. Die gesellschaftliche Struktur der Awaren untersucht Gy. László, „Études archéologiques sur l'histoire de la société des Avars“ (Budapest 1956), gestützt auf das Studium von fünf awarischen Grabstätten, aber ohne Vergleiche mit den historischen Quellen.

Besonders mit dem Befreiungskampfe der Slawen Samos im frühen 7. Jh. beschäftigt sich die Forschung. Der Versuch K. Oettingers, „Das Werden Wiens“ (Wien 1951), S. 59 ff., Wien als Residenz Samos zu erweisen, hat keine Zustimmung gefunden. Zur Lokalisierung seines Reiches ist die Festlegung des Schlachtortes *Wogastisburg* bedeutsam, wo 631 das fränkische Heer eine Niederlage erlitten hat, die die Unabhängigkeit der Schöpfung Samos sicherte. Daß dieser Schlachtort in Oberfranken zu suchen wäre, wozu immer wieder ein in einer unechten Urkunde von 1017 erwähntes *Wugastesrode* verlockt, ist ausgeschlossen. Dieses ist vermutlich um Markt Steinach zu suchen. Neuestens denkt R. Grünwald, „Wogastisburk, Vznik a počátky Slovanů“ [Entstehung und Anfänge der Slawen] II, (Praha [Prag] 1958), S. 99—120, wie schon frühere an die Gegend von Staffelstein nordöstlich Bamberg. Diese Ansichten gehen von der Voraussetzung aus, daß schon im 7. Jh. Slawen am oberen Main gewohnt haben, was nicht wahrscheinlich zu machen ist, denn die Niederlassung von Reichswenden beginnt erst um die Mitte des 8. Jhs., vgl. E. Schwarz, „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“ (Nürnberg 1960), S. 212 ff. Es gibt nur einen Ort, der sprachlich und geographisch einen tadellosen Anspruch erheben kann, Fortsetzung des alten *Wogastisburg* zu sein, der Burgberg bei Kaaden in Westböhmen am Eintritt in das fruchtbare Saazer Becken, auf dem der Ort Atschau liegt, tschech. *Úhošť* any „Leute von *Úhošť*“, das im 7. Jh. \**Ōgastri* heißen mußte und als *Wogastisburg* einge-deutscht werden konnte. Es handelt sich um einen slawischen, nicht um einen germanischen Ortsnamen (so R. Käubler, „Wogastisburg“, Zs. f. slaw. Phil. 14 (1937), S. 255—270), den ersten slawischen Ortsnamen im Westen überhaupt und vor allem in Böhmen, gleichzeitig um den ersten „Mischnamen“. Burg muß sich im 7. Jh. keineswegs auf eine befestigte Burg im späteren Sinn beziehen, es kann sich um ein befestigtes Lager Samos auf dem Burgberg gehandelt haben, worauf G. Labuda, „Wogastis-burg“, Slavia Antiqua 2 (1949), S. 241—252, besonders S. 246 ff. mit Recht hinweist, der in seinem Buch „Pierwsze państwo Słowanskie. Państwo Samowa“ [Das erste slawische Reich. Das Reich Samos] (Poznań [Posen] 1949), dieser ersten slawischen Staatsschöpfung eine Monographie gewidmet hat, deren Schlußfolgerungen allerdings nicht überall zugestimmt werden kann. V. Chaloupecký, „Considérations sur Samon“,

Byzantinoslavica 11 (1950), S. 223—239, hat über das polnische Buch referiert. Die Lokalisierung von Wogastisburg in Atschau, wichtig für die ersten Jahrhunderte deutsch-slawischer Beziehungen, schon längst vermutet und von J. J. M i k k o l a, „Samo und sein Reich“, Arch. f. slav. Phil. 42 (1928), S. 77—97, und E. S c h w a r z, „Wogastisburg“, Sudeta 4 (1928), S. 154—164; „Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle“ (München 1931), S. 48—49, weiter gestützt, findet heute überall Zustimmung. H. P r e i d e l, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“ I (Gräfelfing bei München 1954), der im Abschnitt „König Samo und sein Reich“ (S. 82—106) diese Verhältnisse behandelt und früher diese Lokalisierung angezweifelt hatte („Zur Frage des Aufenthaltes von Awaren in den Sudetenländern“, Südost-Forschungen 4 (1939), S. 395—406), spricht sich nun dafür aus (S. 101). Die von A. F r i n t a, „Lužičti Srbové a jejich písemnictví“ [Die Lausitzer Sorben und ihre Literatur] (Praha [Prag] 1955), S. 203, Anm. 10, gegebene Ableitung von *wugwozd* „Burg bei den Wäldern“, entsprechend *Zagost*, ist unmöglich, weil es sich nach der überlieferten Gestalt im ersten Teil um einen Personennamen handelt und Appellativa nicht in Mischnamen auftreten. Die deutsche Bildung auf -burg wird auf die fränkischen Kaufleute zurückgehen, die sich im fränkischen Heere befunden und slawisch verstanden haben. Über die neueren Forschungen zu den sozialen Verhältnissen der Awaren gibt die genannte Arbeit von Grünwald eine gute Übersicht.

Awarisches Namensgut in Bayern und Österreich sucht E. Z ö l l n e r, Mittn. d. Inst. f. öst. Gesch. 58 (1950), S. 244—266, nachzuweisen. *Chagan*, der awarische Fürstentitel, begegnet wiederholt in Personen- und Ortsnamen Bayerns. Besonders beachtlich ist, daß für die türkische Würdenbezeichnung *Tudun* 816 die Form *Zotan* begegnet, so daß dieser Titel die zweite Lautverschiebung im Bairischen mitgemacht hat. Auch andere Personennamen sind awarischer Herkunft verdächtig. Die Entscheidung ist deshalb so schwierig, weil die awarische Sprache fast unbekannt ist und aus ihrer Ähnlichkeit mit dem Türkischen Schlüsse gezogen werden müssen. Der Frage, ob und wie weit die Awaren einen Niederschlag in kärntischen Ortsnamen gefunden haben, geht E. K r a n z m a y e r, „Ortsnamenbuch von Kärnten“ I, S. 59—65, nach. Das westslawische *obr* „Riese“ zeigt, welchen Eindruck die Unterdrückung slawischer Stämme auf diese gemacht hat. Da die Awaren in deutschen Urkunden auch als *Huni* bezeichnet werden, was nicht einmal so unrichtig sein dürfte, können sie in damit gebildeten Ortsnamen fortleben, so in Haimburg bei Völkermarkt, 1103 *Hunenburg*, slowenisch *Vobre*. Auch Abriach, slowenisch *Obrje*, und ein 1106—1139 erscheinendes *Abrintesburcstal* wird mit ihnen verbunden werden dürfen. Bei Ortsnamen, die slowenisch *ban* „Fürst“ enthalten, ist eine Entscheidung schwierig zu treffen, weil dieses ein aus dem awarischen *bajan* „Fürst“ entlehntes Wort ist, die Namengebung also vom Lehnwort ausgegangen sein kann, was auch bei Ortsnamen wie Bojanowitz in Mähren zu beachten ist. Die Einwirkungen des Awarantums sind im allgemeinen gering. Es war ein Nomadenreich, wie das Hunnenreich von mehreren Völkern gebildet, das schnell entstanden und, so fürchterlich es besonders in der ersten Zeit für die Nachbarn und die unterworfenen Völker gewesen ist, auch schnell wieder verschwunden ist. Auf tschechischer Seite bemüht man sich, vom Reich Samos

die Verbindung zum großmährischen Fürstentum zu ziehen, so J. Poulík, „Jižní Morava“, S. 70 ff.; „Staroslovanská Morava“ [Altslawisches Mähren] (Praha [Prag] 1948), S. 109; ähnlich E. Šimek, „Západní Slované a Germáni“ [Die Westslawen und die Germanen] (Brno [Brünn] 1947), S. 41. Vorläufig ist nur gewiß, daß sich das großmährische Fürstentum nach dem Zusammenbruch des Awarenreiches gebildet hat, als Samos Herrschaft bereits zerfallen war. Mähren lag im 9. Jh. im Blickfeld karolingischer Interessen. Damit wird das relativ frühe Eindringen des Christentums zusammenhängen, von dem mehrere in Altstadt bei Ungarisch-Hradisch (*Staré Město*), der mutmaßlichen Hauptstadt, aufgedeckte Kirchen zeugen. Diese Funde bestätigen die sprachlichen Beobachtungen, nach denen kirchliche Entlehnungen aus dem Bairischen schon in der ersten Hälfte des 9. Jhs. in das Tschechische gedrungen sind. Auch Labuda sieht in Mähren das Zentrum von Samos Reich, ohne Beweise dafür vorbringen zu können.

Über die Zustände in der Völkerwanderungszeit und die Ursachen, warum Völker fortgezogen sind, macht man sich verschiedene Gedanken. Das Bild, das H. Preidel, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“ I, S. 52 ff., bietet, entspricht dem einer völligen Anarchie. Er ist besonders beeindruckt durch die vielen Fälle von Leichenraub (S. 68 ff.). Der Zeit muß das bekannt gewesen sein, sonst wären die Vorsichtsmaßnahmen des westgotischen Heeres beim Begräbnis Alarichs im Busento nicht zu verstehen. Die Reihengräber der germanischen Vorbevölkerung waren sichtbar, das Vorhandensein von Schmuck lockte zum Raub, deshalb sind diese Gräber meist ausgeraubt. In Ägypten ist Grabraub bei den Pharaonengräbern von der eigenen Bevölkerung geübt worden. Gewiß sind die Verhältnisse unruhig gewesen. Aber man beachte, wie sorgsam die Helvetier ihre Auswanderung nach Südwestfrankreich vorbereitet haben. Die Heruler haben Verbindung mit Skandinavien gehalten, eine Gesandtschaft von Wandalen ist wohl aus Schlesien nach Karthago gekommen, Franken haben den Weg von Konstantinopel in ihre Heimat gefunden, Alboin hat einen Vertrag mit den Awaren über Rückkehrmöglichkeit nach Pannonien geschlossen. Es scheint, daß sich im Westen ansiedelnde Slawen an vorhandene politische Grenzen gehalten haben, wie noch zu erwähnen sein wird. Das spricht nicht für ein Chaos. Die germanischen Völker, die fortgezogen sind, sind nicht allzu zahlreich gewesen. Es wird immer auf die Verhältnisse ankommen, unter denen sich die Aufgabe der Heimat und die Besitznahme einer neuen vollzogen hat. Es hat früher oft Landnot gegeben, das ist bei den Kimbernkriegen und bei den Auseinandersetzungen im Innern Germaniens zu beobachten, wo ein freiwerdender Raum sofort vom Nachbarvolk besetzt wird. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Goten, Wandalen und Langobarden wurden vom Reichtum der südlichen Länder gelockt. Es spielt eine Rolle, ob ein Bauernvolk oder ein beweglicheres Reitervolk in die Fremde zieht, ob ein Stamm lange sesshaft oder dauernd auf der Wanderung war, ob gedrängt von anderen Völkern oder aus freiwilligem Entschluß. Vor Verallgemeinerungen muß man sich hüten.

Mit Recht macht L. Hauptmann, „Die Frühzeit der West- und Südslawen“, *Historia Mundi V* (Bern 1956), S. 301—331, besonders S. 305 ff., auf die Unterschiede zwischen germanischer und slawischer Völkerwanderung

aufmerksam. Die Germanen haben viele Länder erobert und ihre Stämme haben meist, abgesehen von den Angelsachsen und einem Teil der Franken, ihr Volkstum verloren und sind in den viel zahlreicheren unterworfenen Völkern aufgegangen. Die slawische Wanderung war ruhiger, die neuen Länder wurden festgehalten, soweit sich nicht die Lage in der Zeit der deutschen Ostbewegung beim Wettbewerb im Landesausbau geändert hat. Mit einer zusammenfassenden Organisation der Unternehmungen darf nirgends gerechnet werden, bei den Germanen ist u. U. bei einzelnen Stämmen damit eine gewisse, nicht zu überschätzende Planung verbunden gewesen, bei den Slawen war die Zersplitterung in kleine Stämme noch größer. Darum wird bei den Westslawen nicht an eine kriegerische Landnahme, sondern an ein Besetzen von Ödland, d. h. dünn bewohntem Land, zu denken sein, sind doch die Heruler noch 512 durch ostdeutsches Ödland gezogen, in das die Slawen noch gar nicht eingerückt waren. Freiland war also die Triebfeder zur Ausdehnung nach Westen. Man wird deshalb bei der Frage nach der Zeit der Einwanderung immer die Vorfrage stellen müssen, wann mit dem Freiwerden zu rechnen ist. Auch die sozialen Zustände werden eine Rolle gespielt haben, ob Fürsten an der Spitze standen oder, wie es von einzelnen slawischen Stämmen berichtet wird, die Macht der Fürsten nur gering war. Preidel bezeichnet die germanischen Stämme als eine feudale Herrschicht, als kriegerische Nomaden, die ohne Sklaven nicht leben konnten, so daß sie auf Sklavenjagd ausgingen. Dadurch seien slawische Knechte ins Land gekommen, die sich stärker vermehrt und so eine Unterwanderung ermöglicht hätten. Nichts davon steht in den Quellen. Das Bild ist einseitig und verzerrt, manche Züge sind verallgemeinert, andere gegenteilige beiseite gelassen, wogegen sich B. Rubin, „Die ‚große Völkerwanderung‘ in der sozialökonomischen Sicht der Sowjetunion“, Jb. für die Geschichte Osteuropas 5 (1957), S. 221—256, mit Recht scharf wendet. Er betont, daß die Sowjetwissenschaft auf soliderem Boden stehe, wenn sie vom gemeinsamen Sturm der Germanen und Slawen gegen den römischen Sklavenhalterstaat im Mittelalter spricht. Preidel hat die tschechische und polnische Fachliteratur durchgearbeitet, aber er neigt zur Konstruktion in der Luft stehender Thesen. Die Slawen erscheinen bei ihm als Ackerbauern schlechthin, die von fremden Herrenvölkern geschont und sogar in neue Lebensräume mitgenommen werden, um schließlich durch Geburtenfreudigkeit die Oberhand zu gewinnen. Er beachtet nicht, daß die Slawen auf der Balkanhalbinsel keineswegs als friedliche Bauernvölker auftreten. Sie haben hier große Verwüstungen angerichtet, bevor sie sich zur Niederlassung entschlossen haben. Im Westen scheint es anders gewesen zu sein. Hier haben sie dort halt gemacht, wo sie auf bewohntes und geschütztes Land gestoßen sind. Preidel betrachtet die Völkerwanderung als ein Ereignis der Gesellschaftsgeschichte, eine Art sozialen Umsturzes. Auf die Quellen wird dabei wenig Rücksicht genommen. Diese schildern die Slawen auf dem Balkan als gefährliche Räuber.

Die Frage nach der slawischen Landnahme ist nicht zu trennen von der nach der slawischen Urheimat. Lag diese weit im Westen, so hat es hier keine slawische Landnahme gegeben. Mehr von polnischer als von tschechischer Seite wird gefühlsmäßig und erfüllt von Ressentiments Nordostdeutschland

bis zur Elbe als Urheimat betrachtet, wobei auf schon längst vorgebrachte Gegengründe keine Rücksicht genommen wird. Das Werk von T. Lehr-Spławiński, „O pochodzeniu i praojczyźnie Słowian“ [Vom Ursprung und der Urheimat der Slawen] (Poznań [Posen] 1946), gibt eine Übersicht über diese schwierige Frage, wobei der nicht sehr weit gediehenen Vorgeschichte zu viel zugemutet wird. Die Urheimat wird zwischen Oder, Bug (zur Weichsel), von der Ostsee bis zur oberen Weichsel, San und Dnjestr gesucht, also weiter westlich als sonst auf deutscher Seite, wo man mehr an Wolhynien und die Landschaft zwischen Weichsel und Dnjepr denkt, aber nicht so weit wie bei anderen slawischen Forschern, die die Westgrenze an der mittleren Elbe suchen. Ausführlich referiert V. Falkenhahn, „Entstehung, Entwicklung und Ende der urslawischen Sprachgemeinschaft in polnischen Veröffentlichungen von T. Lehr-Spławiński“ (Zs. f. Slawistik 1 (1956), H. 2, S. 49—88), der auch andere Schriften des polnischen Forschers heranzieht und ihm überall Glauben schenkt, während sich A. Dostal auf den archäologischen, J. Eisner in der *Slavia* 18 (1947/48), S. 462—471, 471—477, auf den sprachwissenschaftlichen Teil des Buches beschränken. Hier können nur die Abschnitte herausgegriffen werden, die sich mit der Westgrenze der slawischen Urheimat befassen. Wesentlicher Anteil an der Ausbildung des Slawentums wird den von Thüringen ausgehenden Schnurkeramikern zugeschrieben. Die Gesichtsurnenkultur, die von der Ostsee ausgeht und deshalb am ehesten germanisch ist, wird den Slawen zugeschrieben. Sie zieht sich bis zum Schwarzen Meer, so daß deutsche Forscher an die Bastarnen, andere an die Kelten denken. Was deutsche Prähistoriker als Niederschlag der Burgunder und Wandalen bezeichnen, wird als urslawisch erklärt. Damit hängt die Notwendigkeit zusammen, Stammesnamen in Ostdeutschland wie Lugier und Mugilonen als slawisch hinzustellen, wovon noch die Rede sein wird. Hier kann sich Lehr-Spławiński von alten eingewurzelten Vorstellungen nicht lösen. Dagegen wird die lausitzische Urnenfelderkultur nicht für die Slawen in Anspruch genommen, sondern einem selbständigen indogermanischen Volke zugeteilt, ob den Venetern, sollen die Sprachforscher entscheiden. Er neigt ihnen schließlich zu. Eisner betont, daß bei der Erklärung der Namen Kalisia, Lugier und Mugilonen keine Einheit in den Auffassungen bestehe. Lehr-Spławiński erkennt unter den Gewässernamen der slawischen Urheimat indogermanische ohne sprachliche Zuteilung, solche iranischen, thrakischen, balto-slawischen und germanischen Ursprungs, auch nichtindogermanische an. Eisner und Dostal, die sich kritischer als Falkenhahn äußern, sehen im Buch einen Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen und noch nicht das letzte Wort, worin nur zugestimmt werden kann. Zu Falkenhahns Ausführungen hat sich H. Preidel, „Zur Hypothese T. Lehr-Spławińskis über Entstehung, Entwicklung und Ende der urslawischen Sprachgemeinschaft“ im *Stifterjahrbuch* 5 (1957), S. 273—284, geäußert.

Wenn man die von Tacitus als Ostnachbarn der Germanen genannten Veneter mit den Venetern in Oberitalien zusammenbringen darf, was nicht überall als sicher angenommen wird, aber doch die größte Wahrscheinlichkeit besitzt, so haben sie hier Illyrier überschichtet. Ihre Sprache ist indogermanisch und zwar eine Kentumsprache, s. H. Krahe, „Das Venetische. Seine Stellung im Kreis der verwandten Sprachen“, *SB der Heidelberger Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl.*, Jg. 1950, 3. Abh., der sich hier mit M. Beeler, „The Venetic Language“, *Univ. of*

California Publ. in Linguistics 4, 1 (1949), S. 1—60, auseinandersetzt, der das Venetische als einen italischen Dialekt erklären möchte. Von „Vorgeschichtlichen Sprachbeziehungen von den baltischen Ostseeländern bis zu den Gebieten um den Nordteil der Adria“ handelt er in den Abh. der geistes- und sozialwiss. Kl. der Akad. d. Wiss. und der Literatur in Mainz, Jg. 1957, Nr. 3, wobei er betont, daß solche Berührungen zu den italischen Sprachen und dem Baltischen vorhanden sind, aber nicht ausreichen, eine prähistorische Verwandtschaft beider Gruppen zu erweisen. Er glaubt, daß die Namen einer vorbaltischen Sprache angehören und die Balten in vorchristlicher Zeit noch nicht die Ostsee erreicht haben.

G. Labuda urteilt nüchtern, daß die Urheimat der Slawen in Wolhynien im Becken des Dnjepr liege und daß sie sich zwischen dem 1. bis 6. Jh. n. Chr. in das Becken der mittleren und oberen Weichsel und nach Osten längs des Dnjepr ausgebreitet haben. In der Urheimat müßten die großen Rokitnosümpfe liegen, weswegen manche Forscher Bedenken hegen, hier die Urheimat der Slawen anzusetzen. Aber es müßte sich feststellen lassen, ob die Versumpfung immer vorhanden war oder auf eine Hebung des Grundwasserspiegels zurückgeht.

Der Name der Veneter ist schon vor der ersten Lautverschiebung ins Germanische gedungen (*Winith-*, *Winid-*) und auf die in die frühere Heimat der Veneter eindringenden Slawen übertragen worden, die diese Bezeichnung selbst nicht gebrauchen. Da ihre Sprache eine Kentumsprache ist, die Slawen aber eine Satemsprache sprechen, ist es nicht ohne weiteres möglich, die Slawen als Nachkommen der Veneter zu betrachten. Lehr-Spławiński gibt das auch zu. Daß die Reste der Veneter in den Slawen aufgegangen sind, ist wahrscheinlich, doch folgt daraus, daß dort, wo vermutlich venetische Flußnamen vorkommen, wie in Ostdeutschland, die Slawen nicht als Ureinwohner gelten können. In ihnen die Vorfahren der Slawen zu sehen, wie es J. Filip, „Počátky slovanského osídlení v Československu“ [Die Anfänge der slawischen Besiedlung in der Tschechoslowakei] (Prag 1946), S. 59 ff., tut, ist deshalb nicht möglich. Es wird sich darum handeln, wie stark die Einflüsse eines in den Slawen aufgehenden Volkes oder seiner Reste einzuschätzen sind. K. Tymieniecki, „Wenetowie, nazwa i rzeczywistość historyczna“ [Die Veneter, Name und historische Wirklichkeit], *Slavia antiqua* 1 (1948), S. 248—260, schlägt vor, die in Venetien, Gallien und Ostdeutschland genannten Veneter zu trennen und die Frage rein historisch zu betrachten. Die baltischen Veneter müsse man als slawisch ansehen. Dabei wird die geschichtliche Entwicklung und das vollkommene Fehlen des Namens bei den Slawen selbst zu wenig berücksichtigt. H. Kuhn, „Vor- und frühgeschichtliche Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden“, *Westfäl. Forschungen* 12 (1959), S. 5—44, ist geneigt, die Veneter als das Volk in Norddeutschland und den Niederlanden zu betrachten, das vorgermanische Namen hinterlassen hat. Die Namen Winden, Wenden u. a. in Nordwestdeutschland, die er dafür S. 41 ff. geltend macht, sind aber für seine Beweisführung zu streichen. Sie beziehen sich nicht auf Veneter, sondern auf die vom 8.—11. Jh. in Deutschland angesiedelten Wenden, die sogenannten Reichswenden. Die Gleichheit des Namens führt sowohl auf slawischer als auch auf deutscher Seite zu Verwirrungen.

Eine wichtige Rolle bei der Entscheidung der Frage, ob das Land zwischen Elbe und Oder der slawischen Urheimat zuzuzählen ist, spielen die Fluß- und Völkernamen. Die Flußnamen sind indogermanisch, so Oder, Weichsel, Saale, Neiße, oder germanisch wie Elbe, Spree, Havel. Bei den Völkernamen wird immer wieder die Ansicht wiederholt, auch von Lehr-Splawiński, daß der Name der Lugier slawischen Ursprungs sei. Schon längst ist von philologischer Seite betont worden, daß er dann in alter Zeit \**Laugii* lauten müßte, vgl. E. Schwarz, Mittn. d. Inst. f. öst. Gesch. 43 (1929), S. 218, wo gezeigt wird, daß alle von L. Niederle, „Slovanské starožitnosti“ [Slawische Altertümer] für eine frühe Zeit slawischer Niederlassung in Ostdeutschland und Ungarn vom 1.—5. Jh. n. Chr. vorgebrachten sprachlichen Argumente unhaltbar sind. M. Vasmer, „Lugii und Mugilonen“, Sybaris, Festschrift H. Krahe (1958), S. 189—194, hat die sprachlichen Gründe noch einmal zusammengefaßt. Zur gleichen Zeit wie die Lugier wohnen in Schlesien die Wandalen, die germanisch sind. Außerdem ist durch Zosimus I 67 das germanische Volkstum der Lugier ausdrücklich bezeugt: Λογγιῶνες ἔνος γερμανικόν. Lugier wird die Bezeichnung für den germanischen Kultbund in Schlesien sein, dem mehrere Völker angehört haben. Die bei Strabo VII 1, 3 genannten Μουγιλωνες können nicht mit den slawischen *Mogelini* des 10. Jhs. verknüpft werden. Das altslawische *o* ist erst im 9. Jh. aus älterem *a* entstanden, *v* geht auf ein älteres *ū* zurück. Das Wort *mogyla* „Hügel“, mit dem der Stammesname von slawischen Forschern gern zusammengebracht wird, lautet in alter Zeit \**magūla*. Ein damit gebildeter Völkernamen mußte deshalb \**Magūlonen* lauten.

An der slawischen Herkunft der genannten Völkernamen wird trotz der sprachlichen Einwände mit großer Zähigkeit festgehalten, weil sie das Rückgrat für altes Slawentum in Ostdeutschland bilden. T. Lehr-Splawiński, „O starożytnych Lugiach“ [Von den alten Lugiern], *Slavia antiqua* 1 (1948), S. 261—267, beruft sich auf eine Variante Λογγιῶνες (neben Λογιῶνες) und möchte auf eine Doppelheit *long- /loug-* schließen. Er berücksichtigt dabei nicht, daß die Lesung *Lugii* durch Tacitus, *Germania* c. 43, Strabo VII 1, 3 und Ptolemaeus II 11, 10 bestätigt wird. Er ist auch geneigt, die Buri für slawisch zu halten, die am ehesten als vorgeschobene Wandalen zu betrachten sind, wenn auch ihre swebische Sprache, d. h. zum mindesten ihr Germanentum bezeugt ist. Auch für K. Tymieniecki, „Ze studiów nad starożytnościami słowiańskimi. Lugiowie i Swewowie“ [Aus den Studien über die slawischen Altertümer. Lugier und Sweben], *Przegląd Historyczny* 41 (1950), S. 102—107, steht das slawische Volkstum der Lugier fest. Germanische Sweben hätten sich bei ihrem Vordringen über die Elbe mit ihnen vermischt. Es ist überflüssig zu bemerken, daß davon nichts in den Quellen steht. Man ist nur überzeugt, daß Slawen seit ältester Zeit in Ostdeutschland gewohnt haben und der Name der Lugier aus dem Slawischen zu deuten ist. Daß auch E. Šimek, „Velká Germanie Klaudia Ptolemaia IV“ (1953), S. 70, 219 ff., auf Namen wie *Pelso*, *Asanka*, *Kalisia* Behauptungen über slawische Bewohnerschaft dieser Gegenden mindestens seit dem 2. Jh. n. Chr. stützt, ist schon gesagt worden. Vom sprachlichen Standpunkte ergänzungsfähig ist die kritische Übersicht, die H. Preidel, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“ I, S. 28 ff., über die Ausbreitung der Slawen in Mitteleuropa gibt.

Mit den Versuchen, die Slawen in Schlesien als Ureinwohner hinzustellen und die vorkommenden Völkernamen als slawisch zu erklären, hängt es zusammen, daß immer wieder für die Oder und die Silingen slawische Herkunft erörtert wird, zuletzt von St. Rospond, „Zabytki języka polskiego na Śląsku“ [Überreste polnischer Sprache in Schlesien], Pamiętnik Instytutu Śląskiego, Serie II, 15 (Wrocław-Katowice [Breslau-Kattowitz] 1948). Bei dem Namen der Oder besteht wahrscheinlich ein Zusammenhang mit der ptolemaeischen Schreibung *Viadua* und der Ad(d)ua in Venetien, so daß es sich um einen indogermanischen Flußnamen handelt, vgl. darüber zuletzt H. Krahe, „Die Oder und die Eder“, Festschrift Debrunner (Bern 1954), S. 233—239. Ebenso abwegig ist es, den Namen der *Slężanie* von einem alten slawischen Berg- oder Flußnamen abzuleiten, indem der alte Name des Zobtenberges *Stenz* oder der Lohe *Stenze* für ursprünglich gehalten wird. Dabei wird übersehen, daß die Silingen, wenn auch in Kämpfen in Spanien dezimiert, zusammen mit Hasdingen den Wandalenstaat in Nordafrika aufgebaut haben und unter ihnen keine slawischen Personennamen nachzuweisen sind, daß der nach ihnen benannte Zobtenberg (alt *Siling*) nach dem Berichte des Tacitus, *Germania*, c. 43, ein alter Kultberg ist, auf dem in wandalischer Zeit die Dioskuren verehrt wurden, und die in der Nähe des Zobten liegende Stadt Nimptsch nach Deutschen, wohl den Wandalen (von den Slawen als *Němci* aufgefaßt) den Namen trägt, wie aus den Worten Thietmars von Merseburg VII, 44, zu schließen ist. Vgl. die Zurückweisung ähnlicher früherer Versuche durch E. Schwarz, *Jb. für die Geschichte Osteuropas* 1 (1936), S. 72 ff.

Gehören Ostdeutschland mit Schlesien, Böhmen und Mähren, Ungarn und die Balkanhalbinsel nicht zur slawischen Urheimat, so fragt es sich, wann mit slawischer Einwanderung zu rechnen ist. Die Vermutungen von E. Šimek, „Velká Germanie Klaudia Ptolemaia IV“, S. 70 ff., 586 ff., und H. Preidel, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“, I, S. 36 ff., daß Slawen als Sklaven schon seit etwa dem 3. Jh. n. Chr. in Böhmen und Mähren gelebt haben und allmählich zahlreicher geworden seien, lassen sich nicht wahrscheinlich machen. Wir müßten frühe Übernahmen von Lehnwörtern und Flußnamen ins Slawische finden und umgekehrt, sie sind nicht da. In der ersten Hälfte des 6. Jhs. sitzen Slawen an der unteren Donau, was mit den kriegerischen Anten zusammenhängen wird und hier nicht weiter erörtert werden soll. Über sie hat sich in letzter Zeit G. Vernadsky, „Das frühe Slawentum. Das Ostslawentum bis zum Mongolensturm“, *Historia Mundi* V, S. 251—300, besonders S. 257 ff., geäußert, dessen Angaben man aber nicht überall beipflichten kann, weiter L. Hauptmann, ebenda, V, S. 301—331, besonders S. 302. Jordanes, *Getica*, c. 5, spricht von dem *Venethae* um die Weichselquelle, von *Slaveni* und Anten im Süden und Osten, so daß vielleicht schon damals die Westslawen von den Süd- und Ostslawen unterschieden wurden, nur daß das Antenproblem noch nicht ganz geklärt ist. Gepiden und Ostwarnen hatten in der Mitte des 6. Jhs. schon Beziehungen zu slawischen Nachbarn, die demnach im ostdeutschen Raume noch nicht zu vermuten sind, sondern dort wohnten, wo sie die Heruler 512 getroffen haben. Sie stehen an der Schwelle der „Ödungen“, die sie bald darauf überschritten haben werden, denn am Ende des 6. Jhs. erscheinen die Slawen im Pustertale und bald darauf

entsteht das Reich Samos und werden auch die Sorben genannt. Davon, daß Österreich, Ungarn und das nördliche Jugoslawien schon im 4. Jh. und „zweifellos noch früher“ slawisch waren, wie J. Popović, „Die Einwanderung der Slawen in das oströmische Reich im Lichte der Sprachforschung“, Zs. f. Slawistik 4 (1959), S. 705—721, behauptet, kann keine Rede sein. Die von ihm beigebrachten sprachlichen Belege genügen nicht, sie stehen im Widerspruch zu den geschichtlichen Nachrichten. R. Fischer, ebenda 1 (1956), H. 2, S. 146—149, bes. S. 147, läßt sich von Preidel beeindrucken und meint, daß die Slawen in das östliche Germanien, nach Böhmen und Mähren nicht erst im 6. Jh. und auch nicht seit dem 4., sondern bereits bald nach Beginn unserer Zeitrechnung gekommen seien. Dafür ist kein Beweis zu liefern, weder aus den Quellen, noch aus den Namen, noch aus der Lehnwortkunde. Es sind viele germanische Personennamen bei Wandalen, Ostgoten u. a. bekannt, es findet sich kein slawischer darunter. Es ist geraten, sich an die historischen Quellen zu halten und für die Ausbreitung über die Weichsel nach Westen beim letzten Drittel des 6. Jhs. zu bleiben. Erst seit dieser Zeit dürfte es der Frühgeschichte gelingen, gelegentlich in den Gräbern Zeugen für germanisch-slawisches Zusammenleben zu finden. H. Mitscha-Märheim, „Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden im österreichischen Donaauraum“, Beitr. zur ält. europäischen Kulturgeschichte, Festschrift für R. Egger II (1953), S. 374, beanstandet mit Recht, daß die tschechischen Veröffentlichungen, zuletzt J. Poulík, „Jižní Morava“, S. 50 ff., die langobardische Schicht bagatellisieren, weil sie von der Anwesenheit von Slawen schon vor dieser Zeit überzeugt sind. Warum hat dieses Volk, das sich durch Freilassung von Sklaven und Zuzügler auch anderer Völker zur Eroberung Italiens verstärkt hat, keine Slawen mitgenommen? Diese sind nach H. Mitscha-Märheim, S. 375 ff., nach 550 eingewandert. Er lehnt den Versuch J. Poulíks, „Staroslovanská Morava“, S. 89 ff., ab, die Slawen schon im 5. Jh. nach Mähren einrücken zu lassen. Eine kritische Zusammenfassung des derzeitigen Standes der Frage bietet mein Aufsatz „Das Vordringen der Slawen nach Westen“, Südost-Forschungen 15 (1956), S. 86—108.

Die Wagrier in Ostholstein, eine Unterabteilung der Abotriten, sind seit 798 da, stehen zunächst auf Seite Karls des Großen, neigen dann den Dänen zu, und Karl der Große erbaut gegen sie 810—820 den Limes Saxoniae, s. W. Lammers, „Germanen und Slawen in Nordalbingien“, Zs. der Ges. für schleswig-holsteinische Geschichte 79 (1955), S. 17—80, und Geschichte Schleswig-Holsteins III, S. 94—146. Sie stehen hier auf dem Boden der germanischen Urheimat und es ist die Frage, ob ihnen dieses Land von Karl dem Großen als Entgelt für ihre Hilfe beim Kampfe gegen die Sachsen überlassen worden ist, wie es in der Regel angenommen wird, oder ob sie es schon vorher besetzt haben. Gilt der erstere Fall, würde es sich um ein relativ spätes Vordringen weiter nach Westen handeln und zeigen, daß diese den Sachsen benachbarten Stämme es sehr geschickt verstanden haben, die politischen Verhältnisse für sich auszunützen. Da das Land durch die Abwanderung von Angeln und Sachsen nach Britannien seit dem 5. und 6. Jh. menschenleer geworden war, wäre an und für sich seitdem Gelegenheit gewesen, sich hier festzusetzen. Lammers rechnet mit dem Eintreffen der Slawen um 700, wobei auch die Pollenanalyse herangezogen wird. Sie zeigt eine Lücke zwischen der germanischen

und der slawischen Besiedlung an, so daß es wahrscheinlich wird, daß die Slawen nicht in ein bewohntes, sondern in ein leeres Land einzogen. Wenigstens gilt das für die Gegend von Lübeck. Der Limes kann als die karolingische Reichsgrenze gegen die Slawen nördlich der Elbe betrachtet werden. Wie sich hier deutsche und slawische Ortsnamen ablösen, ist ZfO. 10 (1961), S. 674—718, vgl. S. 677—80, betont worden. Wie weit sich Slawen darüber hinaus vorgeschoben haben und als Reichswenden in deutschen Landschaften wohnen, bedarf der näheren Untersuchung. In Einzelfällen ist das wirklich zu beobachten.

Die Bezeichnung der Wagrier sieht unslawisch aus. Das Land war früher germanisch, ein germanischer Name könnte in der Nachbarschaft auf sie übertragen worden sein. W. Steinhäuser, Beitr. z. Namenforschung 4 (1953), S. 94—98, vermutet ein germ. \**Wāgwarjōs* „Verteidiger, Bewohner der Lübecker Bucht“, daraus altsächs. \**Wāgariōs*. M. V a s m e r, „Nochmals der Name Wagrier“, Zs. f. slav. Phil. 23 (1954), S. 88—89, äußert sich zustimmend dazu und erinnert an seine ähnliche frühere Deutung ebenda 11 (1934), S. 358—359. Die Verwendung eines germanischen Namens könnte zeigen, daß sich schließlich ein nachbarliches Zusammenleben ausgebildet hat. Zu den Abotriten, zu denen die Wagrier gehörten, dem einzigen slawischen Großstamm, der bis zum 12. und 13. Jh. eine gewisse politische Geschlossenheit bewahrt hat, zählen auch die Polaben, Lingonen und Warnower. Die Abotriten im engeren Sinne saßen um den Schweriner See, die Polaben südlich der Trave um Ratzeburg, die Warnower sind zwischen Warnow, Elde und Midenitz zu suchen. Die Polaben heißen nach dem *Polab'je*, dem Elbland, die Warnower nach dem Fluß Warnow „Rabenfluß“. Es handelt sich hier um nach der Niederlassung entstandene Namen. Abotriten begegnet als Stammesname auch in Serbien und macht einen unslawischen Eindruck, ist aber noch nicht befriedigend gedeutet. Hier handelt es sich um einen älteren Stammesnamen aus der Zeit vor der Wanderung. Die Gliederung in Unterstämme in der neuen Heimat hat zu neuen Namen geführt, die nach ihren Siedlungsgebieten gewählt wurden, während der ältere Name dem Gesamtverband verblieb. Vgl. dazu W. H. Fritze, „Probleme der abotritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat“, bei H. Ludat, Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder (Gießen 1960), S. 141—219.

Christianisierung und Anschluß ans Reich bedeuteten im 10. Jh. keineswegs Eindeutschung, sondern dienten vielmehr der Behauptung des Volkstums. Die Einfügung in die herrschende Ordnung wird allerdings damit durchgeführt. Die Tschechen und Polen bewahren ihr Volkstum gerade aus diesem Grunde. Einen Sonderweg geht die nordwestslawische Gruppe, die nach dem Tode Ottos II. das Christentum abwirft und zum Heidentum zurückfällt. Die Unterwerfung hatte mit dem Feldzug Karls des Großen gegen die Wilzen 789 begonnen (*Vilzi qui Liutici vocantur*). Die mit den Franken ursprünglich verbündeten Wilzen unterwarfen sich nach ihrer Niederlage wieder. Auf der Annahme des Christentums wurde nicht bestanden, auch den sächsischen Fürsten scheint daran nicht gelegen gewesen zu sein. 983 konnte die deutsche Herrschaft abgeschüttelt werden, was dem Heidentum neuen Auftrieb gab. Die Tempelburg in Rethra steht im gesamtslawischen Bereich einzig da. Thietmar

von Merseburg konnte, da er die mit Kaiser Heinrich II. verbündeten Liutizen bei ihrem Eintreffen im deutschen Heere aufsuchte, interessante Beobachtungen anstellen, was um so höher einzuschätzen ist, als er das Bündnis des Kaisers mit Heiden nicht billigte, zumal es gegen die christlichen Polen gerichtet war. 1068 ist Rethra zerstört worden und die Redarier haben ihre führende Stellung im Liutizenbund verloren. Es ist nicht unwichtig, festzustellen, daß es im 10. und 11. Jh. noch keine Glaubenskriege gegeben hat und die Kreuzzugszeit noch nicht angebrochen war. Erst 1108 wird zu einem Wendenkreuzzug aufgerufen. Von den Unterstämmen heißen die Zirzipaner nach der Peene „die jenseits der Peene Wohnenden“, die Tollenser nach dem gleichnamigen Fluß, die Ukrer nach dem Fluß Ücker, die Heveller nach der Havel. Es ist beachtenswert, daß die heidnische Reaktion weder bei den Tschechen noch bei den Polen einen Widerhall gefunden hat. Es ist kein gemeinsamer Staat der Elb-slaven entstanden. Da doch einige Nachrichten über die Liutizen geboten werden, hat sich die Forschung mit ihnen auch in jüngster Zeit beschäftigt, vgl. J. Widajewicz, „Weleci“ [Die Wilzen], (Katowice [Kattowitz] 1946); ders., „Słowianie zachodni a Niemcy w wiekach średnich“ [Die Westslaven und die Deutschen im Mittelalter], ebenda 1946, S. 11 ff., 27 ff.; W. Fritze, „Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abodriten“, Zs. f. slav. Phil. 21 (1952), S. 326 ff.; W. Brüske, „Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Deutsch-wendische Beziehungen des 10.—12. Jahrhunderts“, Mitteldeutsche Forschungen 3 (Münster-Köln 1955), 256 S.; F. Dvornik, „The Slavs. Their Early History and Civilization“ (Boston 1956), besonders S. 293 ff.; M. Hellmann, „Grundzüge der Verfassungsstruktur der Liutizen“, bei H. Ludat, „Siedlung und Verfassung der Slawen“, S. 103—113. Die slawischen Burgwälle bilden den Inhalt des Buches von P. Grimm, „Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg“ (Berlin 1958). Über das Buch von Brüske referiert anerkennend H. Bulín, „Německý přínos k dějinám polabských Slovanů“ [Ein deutscher Beitrag zur Geschichte der Elb-slaven], mit deutscher Zusammenfassung, Vznik a počátky Slovanů II (1958), S. 55—98.

Bei den Sorben östlich der Saale stoßen wir auf andere Verhältnisse. An diesen Slawen haftet zunächst der Name Sorben, der gleichen Stammes wie der der südslawischen Serben ist und demnach zu den mitgebrachten Stammesnamen zählt. Der alte Name für das Land östlich der Saale war „Warnenfelder“ und ist bei den Deutschen bis ins 10. Jh. bekannt geblieben, wie schon erwähnt worden ist. Es ist noch nicht gelungen, Ortsnamen aus der Warnenzeit östlich der Saale zu entdecken, die in sorbischen Mund gelangt sind. Nur bei Flußnamen ist eine alte Namentradition wahrscheinlich zu machen. Hier sind noch eingehendere Untersuchungen nötig. Ist die Auffassung, daß die Sorben erst nach der Niederwerfung der Warnen 595 ihr Land unter Anerkennung der fränkischen Hoheit (und vielleicht als Dank für Bündnishilfe, man denke an die Wagrier) erhalten haben, richtig, so wird deutlich, daß die slawische Landnahme dort, wo die Slawen in ursprünglich von Germanen über 570 hinaus bewohntes Land eingerückt sind, zeitlich gestaffelt war. An die Niederlassung im Ödland hat sich später unter besonderen Verhältnissen ein weiteres Vorschieben nach Westen angeschlossen, was aber wieder voraussetzt, daß an

diesen Stellen die Slawen unter einer Führung standen, die ihnen ein Eingreifen in die Politik gestattete. G. Mildenberger, „Archäologisches zur slawischen Landnahme in Mitteldeutschland“, Leipziger Studien (1957), S. 1—19, legt darauf kein Gewicht, meint, daß die Saale erst in karolingischer Zeit als Ostgrenze Thüringens bezeugt ist, und hält es für möglich, daß in der ersten Hälfte des 7. Jhs. ostsaalisches Gebiet noch zu Thüringen gehörte. Aber wenn 630 die Sorben, die Nachbarn der Thüringer waren und enge Verbindung zu ihnen unter dem thüringischen Herzog Radulf hielten, von den Franken abfallen, ist es doch wahrscheinlich, daß sie die politische Konstellation genützt haben, denn sonst sind über ihr Vordringen keine Nachrichten überliefert.

Während man bis zur Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg nur Funde der sogenannten „mittelslawischen Periode“ aus dem 9. und 10. Jh. gekannt hat und slawische Landnahme erst im 8. Jh. nach den Fundtatsachen für möglich hielt, ist es seit zwei Jahrzehnten gelungen, ältere slawische Funde nachzuweisen. J. Borkovský (s. u.) konnte in Böhmen frühslawische Keramik des 7. Jhs. entdecken. Funde in Mähren sind hinzugetreten und auch in Mitteldeutschland sind frühslawische Funde gemacht worden, die sich im Gebiet zwischen Saale und Mulde häufen, die ebenfalls ins 7. Jh. gestellt werden. Mildenberger glaubt, daß Germanen und Slawen um 600 eine Zeitlang friedlich nebeneinander gelebt haben. In der Namenforschung haben sich noch keine Belege dafür finden lassen. Wichtig ist, daß die slawischen Funde westlich der Saale frühestens erst ins 8. Jh. datiert werden können, ein Zusammenhang mit einer Ansiedlung während des Bündnisses des Herzogs Radulf mit den Slawen also nicht bestätigt wird.

W. Coblenz, „Zur Situation der archäologischen Slawenforschung in Sachsen“ (bei H. Ludat, S. 1—14), besonders S. 2, 7, nimmt, weil die Funde des sogenannten Prager Typus im Mittelbegebiet ihren Abschluß nach Norden finden, an, daß die slawische Landnahme Sachsens und des Elbegebietes von Böhmen aus erfolgt sei. Er findet Anklang bei Historikern. Die Sprachforschung vermag dazu vorläufig nichts beizutragen. Die Erforschung der frühslawischen Kultur steht noch in den Anfängen. Man bedenke, daß die Prähistoriker bis in die jüngste Zeit nicht imstande waren, die nach den historischen Quellen gesicherte Anwesenheit von Slawen schon im 7. Jh. archäologisch festzustellen. Frühslawische Burgen aus der Zeit von etwa 600 bis zur Mitte des 8. Jhs. sind bisher nicht aufgefunden worden, vgl. P. Grimm, „Archäologische Beiträge zur Siedlungs- und Verfassungsgeschichte der Slawen im Elb-Saalegebiet“, bei H. Ludat, S. 15—26.

Für das 9. Jh. sind Burgbezirke für das Land östlich der Saale bezeugt, 839 ist von der Mark im Grenzgebiete Thüringens die Rede, 849 erscheint ein *dux Sorabii limitis*. W. Schlesinger, „Zur Gerichtsverfassung des Markgebietes östlich der Saale im Zeitalter der deutschen Ostsiedlung“, Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd II (Tübingen 1953), S. 1—94, meint, daß es sich um das Gebiet östlich der Saale handeln werde. Es ist der bisherigen Forschung anscheinend entgangen, daß das altsorbische *mroka*, eine Entlehnung aus ahd. *marka*, in der Zeit vor 800 fällt und danach getrachtet werden sollte, eine Übereinstimmung zwischen Historikern und Sprachforschern über die Entstehungszeit der Sorbenmark zu erzielen. Sie dürfte vor 800 liegen und damit

in die Zeit Karls des Großen gehören. Ob für die Rückgewinnung des Landes zwischen Saale und Mulde die frühere Zugehörigkeit zum Frankenreiche eine Rolle gespielt hat, läßt sich nicht erkennen. Für die Eingliederung des Landes zwischen Mulde und Elbe hat König Heinrich I. 928/9 den Grund gelegt. W. Schlesinger, „Die Verfassung der Sorben“, bei H. Ludat, S. 75—103, betont, daß als Sorben zunächst nur einer der Stämme bezeichnet wurde, schon in karolingischer Zeit aber damit ein größerer Verband gemeint werde. Daß das Land östlich der Saale noch eine gewisse Zeit den Deutschen bekannt geblieben ist, wird durch die Bewahrung alter Gebirgs- und Flußnamen nahegelegt. Namen wie Elbe, Saale, Mulde, Elster, der Gauname *Hwerenofelda*, die Gebirgsnamen *Fergunna* und *Miriquidui* für das Erzgebirge zeigen, daß die Erinnerung an den germanischen Charakter dieser Gegenden noch vorhanden war. Erst seit dem 10. Jh. wird die alte Schreibung *Milda* für die Mulde durch die auf sorbische Vermittlung zurückgehende Form *Mulda* abgelöst. Von den Stammesnamen scheint *Talaminzi* nicht aus dem Slawischen zu erklären zu sein, andere, wie *Lunsizi* „Lausitzer“ oder *Nižane* für die Bewohner des Dresdener Beckens, sind neue Bildungen. Die kleinen Stämme möchte Schlesinger als Auflösung eines Großstammes verstehen, ohne daß eine strenge Beweisführung möglich ist. H. Helbig, „Die slawische Besiedlung im sorbischen Gebiet“, bei H. Ludat, S. 27—64, beschäftigt sich mit der Entstehung der Altsiedlungsgebiete, der slawischen Wohngäue und den slawischen Siedlungen im Bilde der Siedlungskunde, s. ZfO. 10 (1961), S. 692 f.

Über die Zeit der Landnahme der Slawen in Böhmen und Mähren schweigen die Quellen. Da es den Anschein hat, daß die germanischen Gräber in Mittelböhmen etwa in der Mitte des 6. Jhs. verschwinden und dasselbe für Südmähren gilt, wird nun das Land „öde“ und damit für das Einrücken eines neuen Volkes reif geworden sein. Ist die Gleichsetzung von *Wogastisburg* mit Atschau bei Kaaden richtig, dann war Böhmen um 630 bis an den Westrand des Saazer Beckens besetzt und besiedelt, was übrigens auch aus dem Anschluß des Sorbenherzogs Dervan an Samo geschlossen werden darf. Die Niederlassung ist kaum als eine kriegerische Handlung anzusehen. Aus der Lage des Schlachtortes darf geschlossen werden, daß weiter westlich noch keine Slawen gewohnt haben. Sie werden erst später weiter westwärts ausgegriffen haben, wobei zunächst an das Land um Zettlitz und Karlsbad gedacht werden darf. Weiter westlich werden auf die „*regio Egire*“, das Egerland, deutsche Ansprüche bestanden haben. Dafür könnten Ortsnamen sprechen, deren Grundwörter in die Zeit des 8. bis 10. Jhs. weisen, weil auch andere lautliche Beobachtungen hinzutreten, Namen auf -heim, -hofen, -ing, solche mit frühem Umlaut durch die Endung -in, s. E. Schwarz, „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“, Abb. 2, die eher als auf frühen Bergbau (S. 216 ff.) auf eine befestigte Mark zu deuten scheinen, so daß auch von hier aus die Bezeichnung *marka* den Weg in die slawischen Sprachen genommen haben könnte. Das ist vorderhand nur eine Hypothese. Wie schwierig die Eingliederung des Egerlandes in die Besiedlungsgeschichte Böhmens ist, zeigt sich bei R. Käubler, „Das Alter der deutschen Besiedlung des Egerlandes. Ein Beitrag zur frühgeschichtlichen Geographie“, Göttinger Geographische Abh., H. 20 (Göttingen 1958), der am liebsten das Egerland als dauernd von Germa-

nen besiedeltes Land hinstellen möchte, ohne mit den auftretenden Schwierigkeiten fertig zu werden. Man darf nicht von Osten darauf blicken, sondern von Westen. Es war ein dünn besiedeltes Land, in dem es freien Siedelboden gegeben hat. Deutscher Herrschaftsanspruch wurde hier festgehalten. Die sich hier ansiedelnden Slawen müssen als „Reichswenden“ betrachtet werden. Das Land gehört in westliche Zusammenhänge. Urkundlich erscheint Eger erst 1061. Auch die Lautersatzerscheinungen der slawischen Ortsnamen kommen erst im größeren Rahmen im Zusammenhang mit dem Lande am oberen Main und der Oberpfalz zur Geltung. Bei den Flußnamen steht es so, daß der Name der Eger entweder immer im Deutschen bekannt geblieben oder sehr früh, noch in der ersten Hälfte des 8. Jhs., wieder zugekommen ist, während der Flußname Wondreb eher germanischen Ursprungs, aber eine Rückübernahme aus dem Slawischen vor dem frühen 10. Jh. ist. Die von Käubler vorgeschlagene Lösung: Germanentum, verstärkt durch Deutschtum der folgenden Zeit, dazu slawischer Einschlag, wird demnach genauer formuliert werden können. Manche der von ihm vorgebrachten Argumente sind entweder unrichtig oder schief gesehen.

Als 805 ein fränkisches Heer in Böhmen weilte, wird die *Canburg* erwähnt, deren Lage noch nicht festgestellt ist. R. Käubler, „Wo lag die *Canburg* des Jahres 805?“, Zs. f. slav. Phil. 19 (1947), S. 326—345, denkt an den Hahnberg am linken Elbufer oberhalb Lobositz, doch sind seine sprachlichen Argumente völlig abwegig. R. Fischer, „Zur Frühgeschichte Böhmens. Wo lag die *Canburg* des Jahres 805?“, Wiss. Zs. der Univ. Jena, 1951/52, H. 2, S. 67—68, möchte darin einen slawischen Namen *Kamen* „Stein“ sehen. Deutsche Mischnamen enthalten aber in der Regel im ersten Teil einen slawischen Personennamen. Diese Frage ist noch nicht gelöst.

Die tschechische Forschung beschäftigt sich sehr mit der Entstehung der Stammesnamen. Da der Volksname Tschechen relativ spät überliefert wird und sich erst mit der Einigung des Landes ausgedehnt hat, sprechen die westlichen Quellen von *Beheimi*, im Codex Gothanus von *Beouinidi*. Die deutsche Nachbarschaft bezeichnete die neuen Bewohner mit Hilfe des Landesnamens. R. Turek, „Kmenová území v Čechách“ [Die Stammesgebiete in Böhmen], Čas. Nár. musea 121 (1952), S. 3—46; „K otázkám českých kmenových území“ [Zur Frage der böhmischen Stammesgebiete], Slavia 23 (1954), S. 47—52; zusammenfassend: „Die frühmittelalterlichen Stammesgebiete in Böhmen“ (Praha [Prag] 1957), 128 S., sucht durch die Unterscheidung archäologischer Typen die geographische Lage der Stämme zu bestimmen. Z. T. handelt es sich hier um bekannte Lokalisierungen, z. T. arbeitet er willkürlich mit Anklängen, mit denen sich nichts anfangen läßt. So werden die Philologen gefragt, ob eine Verbindung zwischen *Beheimi* und dem Ortsnamen *Bechyně* möglich ist. Sie ist nicht möglich. Wie in Norddeutschland und Sachsen gibt es bei den Stammesnamen junge Namen nach Burgmittelpunkten, z. B. *Děčané* „Leute um Tetschen“, *Lutomerizi* „Leitmeritzer“, *Lučané* „Leute in der Wiese, im Saazer Becken“, daneben alte mitgebrachte Namen, so Kroaten und Dudleber. Diese waren in Wolhynien von den Awaren geknechtet worden. Stammesteile haben den Weg nach Westen und Südwesten gefunden. Sie erscheinen in Südböhmen, wenn auch nicht mehr als selbständiger Stamm. Auch bei den Leuten um

Volyně könnte an Wolhynien gedacht werden. Die Frage ist, wie sich dieses verstreute Auftreten von Stammesteilen erklären läßt, ob eine Mitwirkung von Awaren in Rechnung zu stellen oder ob dies unnötig ist. Dazu, nicht überall überzeugend, E. Šimek, „Dudlebi, Volyňané, Lučané, čeští Chorvaté a Čechové“ [Dudleber, Wolhynier, Lutschanen, tschechische Kroaten und Tschechen], *Slavia antiqua* 1 (1948), S. 349—366. Während bei den Sorben der Gedanke an einen in Teilstämme zerfallenden Hauptstamm erwogen werden kann, ist das in Böhmen nicht möglich, weil hier merklich seit dem 9. Jh. die Tschechen, der in der Mitte des Landes um Prag sitzende Stamm, die Einigung friedlich und mit Gewalt durchführen. Ohne die Bildung neuer Stammesnamen bestreiten zu wollen, weil das eine Tatsache ist, ist die Wahrscheinlichkeit, daß es auch aus der Urheimat mitgebrachte Stammesnamen gegeben hat, entgegen H. Preidel, „Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens“ II (Grärfeling bei München 1957), S. 19—67, nicht zu leugnen. Bei diesen kann es auch ursprünglich nichtslawische Stammesnamen gegeben haben, wie es für die Kroaten, Dudleber und Abotriten vermutet wird. V. Vaněček, „Staré Čechy 8.—9. století“ [Das alte Böhmen des 8. bis 9. Jhs.], *Slavia antiqua* 2 (1949/50), S. 301—317, ist kaum im Recht, wenn er die Stammesbezeichnungen nur für Fürstentümer oder Burggemeinschaften gelten läßt. Diese lösen, was immerhin noch erkennbar ist, ältere Verhältnisse ab, was bei einem Blick auf Sachsen und Norddeutschland deutlich wird. Daß noch vieles problematisch ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Daß es Leute namens *Dudleb* und *Charvat* gewesen sein sollen, die im Plural als Ortsnamen nur zufällig alte Stammesnamen fortführen, wie R. Fischer, „Zur Geschichte slawischer Stämme und Stammesnamen“, *Zs. f. Slawistik* 4, S. 424—427, meint, wird wenig Glauben finden.

Auf die in der tschechischen und polnischen Forschung viel behandelte Frage, ob zwischen dem Reiche Samos und dem großmährischen Fürstentum eine Verbindung bestanden hat, ist schon oben S. 105 hingewiesen worden. Die Feststellung der frühslawischen Keramik durch I. Boršovský, „Staroslovanská keramika ve střední Evropě. Studie k počátkům slovanské kultury“ [Die altslawische Keramik in Mitteleuropa. Studien zu den Anfängen der slawischen Kultur], (Praha [Prag] 1940), hat der Erforschung des Frühslawentums neue Wege geöffnet. Es wird versucht, die frühslawische Keramik und zugehörige Grabfelder in ältere Zeit zu versetzen. J. Pouлік konnte ausgedehnte Grabfelder in Südmähren nachweisen, aus denen er auf zusammenhängende slawische Besiedlung schon am Ende des 4. Jhs. schließen möchte („Jižní Morava, země dávných Slovanů“ [Südmähren, Land der alten Slawen], 1948—1950, S. 37), wofür es in Wirklichkeit keine Beweise gibt. H. Preidel ist geneigt, ihm hierin zu folgen. Auf die gegenteilige Meinung H. Mitscha-Märheims ist schon oben S. 113 aufmerksam gemacht worden.

Durch die Aufdeckung mehrerer Kirchen aus der ersten Hälfte des 9. Jhs. in Altstadt bei Ungarisch-Hradisch (Staré Město) fällt Licht auf die Frühzeit des großmährischen Fürstentums. Die Probleme, die des frühen Christentums in Mähren und der Slowakei, die zur Aufnahme bairischer Kirchenwörter schon vor der Ankunft der Slawenapostel Kyrill und Method geführt haben, die

Rivalität zwischen der westlichen und der östlichen Kirche, die Kämpfe zwischen Franken und Baiern mit den mährischen Slawen, die Einflüsse auf den Kirchenbau u. a. können hier nicht mehr erörtert werden.

J. Eisner, „Archeologie o příchodu Slovanů na Slovensko“ [Die Archäologie über die Ankunft der Slawen in der Slowakei], Slovanská Bratislava 1 (1948), S. 7—13, äußert sich zurückhaltend über die Versuche, die Slawen in Mitteleuropa als Nachfolger der neolithischen Bewohnerschaft aufzufassen, wie es z. B. J. Skutil, „Naše pravlast je střední Evropa“ [Unsere Heimat ist Mitteleuropa], (Blansko 1946), tut, oder die lausitzische Kultur als venetisch und maßgeblich slawisch noch in der Slowakei zu erklären, so J. Filip, „Počátky slovanského osídlení v Československu“ [Die Anfänge der slawischen Besiedlung in der Tschechoslowakei], Čas. společnosti přátel starožitnosti 49—50 (1941/42), S. 5—76; V. Machek, Listy filologické 71 (1947), č. 1, S. 35—43. Auch über die Púchover Kultur um Trentschin, bis wohin die Römer während des Markomannenkrieges vorgedrungen sind und die Inschrift von *Laugaricum* hinterlassen haben, die E. Beninger als sidonisch erklärt („Die germanischen Bodenfunde in der Slowakei“, Reichenberg 1937, S. 99), hält er sich zurück, weil die Funde zum größten Teil außerhalb der Slowakei aufbewahrt werden. E. Šimek, „Západní Slované a Germáni“ (Brno [Brünn] 1947), spricht sie den Venetern und damit nach seiner Meinung den Slawen zu, R. Janků, „Ślowianie w pierwszych wiekach naszej ery w świetle materiałów prehistorycznych, odkrytych na Śląsku i Małopolsce“ [Die Slawen in den ersten Jahrhunderten unserer Ära im Lichte des prähistorischen Fundmaterials in Schlesien und Kleinpolen], Slavia antiqua 1 (1948), S. 268—301, denkt an die für Slawen gehaltenen Buren. Eisner erkennt als sicher slawisch erst die Burgwallkultur an. In Theben-Neudorf sei Keramik des Prager Typs gefunden worden. Er gehört wie andere slawische Forscher zu denjenigen, die den Anschauungen der deutschen Forscher nahestehen.

Daß das Gebiet von Südmähren bis ins Wiener Becken und ins Burgenland viele Jahrhunderte germanische Bevölkerung gesehen hat und einige Teile den Anschluß an die Baiern gefunden haben dürften, ist oben S. 98 vermutet worden. Die Belege werden sich bei genauerer Forschung vermehren lassen. Aber der Versuch von F. J. Beranek, „Pfeild. Ein Beitrag zur Frage der germanischen Siedlungskontinuität“, Stifter-Jahrbuch 2 (Gräufeling bei München 1951), S. 23—38, den alten später vergessenen Namen eines kleinen Baches in der Westslowakei, der nördlich von Ungarisch-Dioszég in den Dudvág fließt, 1287 *Pylwa*, hierher zu stellen und wegen der jiddischen Aussprache *faıld* als Zeugnis für ununterbrochene Kontinuität aufzufassen, befriedigt nicht. Das schließende *-d* bleibt schwierig, der Vergleich des Suffixes mit dem Namen der Pfreimd in der Oberpfalz ist zu streichen, denn hier liegt idg.-vorkeltisches \**Prīmuda* „Nebenbach“ vor.

In Niederösterreich geht die früheste Schicht ins Deutsche gedrungener altslawischer Namen in die Mitte des 8. Jhs. zurück, wie die Gleichheit der Lautersatzerscheinungen mit den ältesten slawischen Namen im Norden und Osten von Oberösterreich erkennen läßt, als noch altslawisches *b* durch altbairisches *b* ersetzt werden konnte. Namen wie Perschling, Pyhrnpaß, Sarmingbach u. a. gehören zu dieser ältesten Schicht, die bald, gegen Ende des

8. Jhs., durch den Lautersatz *v* für altslawisches *b* abgelöst wird (Reifling, Gaflenz). Das Verhältnis einer kleinen zu Ende gehenden Schicht zu einer zahlreicheren neu einsetzenden zeigt zusammen mit anderen Erscheinungen und bei Vergleichen mit Nordostbayern und Thüringen, daß seit der Mitte des 8. Jhs. Beziehungen der Baiern und Slawen in Ober- und Niederösterreich aufgenommen werden. Es kann sich nicht etwa darum handeln, daß jetzt erst die Baiern mit den Slawen bekannt werden und nach Niederösterreich kommen, sie müssen schon hier gewohnt haben, als die Slawen aufgenommen wurden. Es handelt sich offenbar wie in den anderen Bereichen um Reichswenden. Die Ansicht, daß das slawische Vorgehen nach Westen mit dem Reich Samos in Verbindung zu bringen sei (E. Schwarz, Festschrift Th. Mayer I, 1954, S. 21 ff.), ist aufzugeben, wie ein größerer Überblick gelehrt hat, vgl. E. Schwarz, „Deutschslawische Namenbeziehungen von der Ostsee bis zur Adria“, *Studia Onomastica Monacensia* II (1960), S. 29—56.

Über die Reichswenden, eine in jüngster Zeit wieder viel diskutierte Frage, kann auf das Buch des Ref. „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“ hingewiesen werden, wo auch die Gründe dargelegt werden, warum zwischen Reichswenden und „freien Slawen“ im Sinne von „eigenstaatlich organisierten Slawen“ unterschieden werden muß.

Eine Probe auf die Lautersatzerscheinungen, mit denen seit der Mitte des 8. Jhs. bei der nun einsetzenden Berührung von Deutschen (Baiern) und Slawen (Slowenen) zu rechnen ist, gewährt Kärnten, wo Slowenen seit etwa 590 erscheinen. Der von den Awaren bedrängte kärntische Herzog hat sich 743 an den bairischen Herzog um Hilfe gewandt und seitdem wohnen hier Baiern neben Slowenen. Durch E. Kranzmayers schon erwähntes Ortsnamenbuch von Kärnten I (1956), II (1958) sind wir auch über die ältesten Namenbeziehungen und die auftretenden Lautersatzerscheinungen unterrichtet. Sie sind derselben Art wie in Ober- und Niederösterreich, der Nordsteiermark, Nordostbayern, und, abgesehen von bairischen Lautvoraussetzungen, in Thüringen, so daß es berechtigt ist, die Namen im slawisch besiedelten Kärnten, das seit 743 unter bairischer Hoheit steht, mit denen der sogenannten „Reichswenden“ zu vergleichen. Einige Namen um den durch Ausgrabung einer keltischen Stadt nach dem Zweiten Weltkriege berühmt gewordenen Magdalensberg bespricht E. Kranzmayer, „Namenkundliche Studien um den Magdalensberg“, *Carinthia* I, 140 (1950), S. 395—411. Über die Gegend des Pustertales, wo Slowenen, Romanen und Baiern zusammengetroffen sind und durch das Kloster Innichen bairische Grenzsiedlungen 769 einen kirchlichen Mittelpunkt gefunden haben, handelt sein Beitrag „Einige Osttiroler Ortsnamenprobleme“, *Schlern-Schriften* 98 (1952), S. 199—207.

Alle diese im Vorangehenden erwähnten Bücher und Abhandlungen samt denen des 19. und 20. Jhs. bis 1945 wären verfehlt, wenn W. Steller, „Name und Begriff der ‚Wenden‘ (*Slavi*)“, Kiel 1959, 304 S., recht hätte, der der Forschung seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. vorwirft, das Wort *Slavi* der mittelalterlichen Quellen falsch interpretiert und den Begriff der Kolonisation erfunden zu haben. Diese *Slavi* der Urkunden, der Wenden der deutschen Quellen, sollen keine völkische Zuweisung, wie sie bisher üblich war, bedeuten, sondern den Zustand der „noch nicht christianisierten Bevölkerung“ im ost-

elbischen Raum bezeichnen. Er stellt sich auf den Standpunkt der älteren Forschung bis zum Ende des 18. Jhs., die etwas von germanischen Stämmen in Ostdeutschland gewußt, sie aber noch nicht von den späteren Bewohnern immer zu trennen verstanden hat. Schon Jordanes hat sein Buch „Getica“ genannt, weil er die Goten mit den dakischen Geten zusammengeworfen hat. Es ist Steller nicht klar, daß das Wort *Sclavi* seine Geschichte hat, mit seinem Einschub eines *c* zwischen *s* und *l* im Griechischen und Lateinischen auf mittelländische Schreibungen zurückgeht, die sich auf literarischem Wege verbreiten, daß es im Süden und teilweise auch im Norden Zeiten gegeben hat, in denen der Sklavenhandel geblüht hat, in dem viele Slawen verkauft worden sind. Steller leugnet nicht, daß es „Slawen“, die er „Sarmaten“ nennt, neben den Deutschen im Mittelalter gegeben hat, aber die Germanen seien seit der Völkerwanderung immer im Lande geblieben, nur wären sie noch lange Heiden gewesen, die man als „*Sclavi*“ bezeichnet habe. Den Namen „Wenden“ bringt er mit den Wandalen zusammen und trennt ihn von den *Veneti*, auch hier den alten Quellen trauend und nicht den modernen Forschern. Es hätte auf der Hand gelegen, die Probe aufs Exempel anzustellen, d. h. zu fragen, welche Namen die „*Sclavi*“ der Urkunden, der „Wenden“ des deutschen Sprachgebrauchs, und ihre Orte denn in Wirklichkeit getragen haben. Aber von slawischer Sprache versteht er nichts, ebensowenig von den Grundsätzen der Namenforschung, wie einige Erklärungsversuche zur Genüge verraten. Beim Namen Breslau sieht er von älteren Schreibungen einfach ab und greift auf die in den letzten Jahrzehnten des 13. Jhs. erscheinende deutsche Schreibung *Pressela* zurück, was er mit altisländ. *brattr* „steil, schroff“ zusammenbringt. Das Wort habe die 2. Lautverschiebung mitgemacht, die aber *tz* ergeben mußte. Es entgeht ihm, daß *brattr* durch Assimilation von *brant-* entstanden ist, vgl. schwedisch, alt- und neuenglisch *brant*. Es sei eine Mythe der Geschichtsschreiber des 19. Jhs., daß Breslau nach dem „Gründer“, dem böhmischen Herzog Vratislav, benannt worden sei, den man zur Erklärung und Namensdeutung nicht brauche. Sie ist aber nach der Zeit der ersten Nennung bei Cosmas II 13 zum Jahre 1054, der von der *urbs Wratislaw* spricht, durchaus wahrscheinlich. Es ist tatsächlich von der tschechischen Grundlage und nicht etwa der polnischen *Wrotislaw* auszugehen, weil die alten Schreibungen und die mundartliche Aussprache *brasl* nur damit zu vereinbaren sind, vgl. E. Schwarz, Premier Congrès International de Toponymie et d' Anthroponymie, Actes et Mémoires (1933), S. 192. *Gnevomir* der Leubuser Stiftungsurkunde soll ostgermanisch sein, weil das gotische *mērs* tatsächlich im späteren Ostgermanischen *mīr* gelautet hat. Der erste Teil bleibt dabei ungeklärt, das altslawische *Gněvomir* ist ein einwandfreier slawischer Personennamen. Im slawischen Volksnamen Liutizen soll eine germanische Wurzel, dem deutschen „Leute“ entsprechend, stecken. Der sorbische Herzogsname *Tunglo* soll germanisch sein, er hat im Sorbischen \**Tunglŭ* gelautet, auf altslaw. *to<sup>n</sup>gŭ* „stark“ (tschechisch *tuhý* „fest, zähe“) beruhend, vgl. mehrere tschech. Ortsnamen *Tuhaň* und die bei R. Trautmann, „Die slawischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins“, S. 150, genannten Ortsnamen Tangan, Tangnitz auf Rügen, Dahmker im Herzogtum Lauenburg, wo der alte Personennamen *Tan<sup>g</sup>oměr*, 1224 *Tangomir*, vorliegt. Ein *a<sup>n</sup>* wird in verschiedenen slawischen Sprachen über *u<sup>n</sup>* zu *u*.

Slawische Völkernamen wie *Polabi*, *Pomerani* sollen nichts besagen und keine völkische Auswertung gestatten (S. 252). Daß in ihnen das slawische *po* „an“, die slawische Umstellung des Namens der Elbe und das Suffix *-ane* steckt, wird nicht erkannt. Alle Ostforscher werden getadelt, Historiker und Slawisten, nur der Referent kommt verhältnismäßig gut weg, fühlt sich aber dabei gar nicht wohl. Bei der Besprechung der Ortsnamen der Sudetenländer war auf die der tschechischen Siedlung vorausgehenden vorkeltischen, keltischen und germanischen Namen und ihr Nachleben hingewiesen worden, wie es in Ordnung ist und den sich einander ablösenden Völkern entspricht. Daraus kann auf Berührungen des kommenden mit dem vorausgehenden Volk geschlossen werden. Die Auswirkungen des Nebeneinanderlebens zweier Völker sind bei Steller verkannt. Das Buch, ohne das nötige historische und slawistische Rüstzeug geschrieben, ist verfehlt und es würde sich nicht lohnen, davon Kenntnis zu nehmen, wenn man nicht befürchten müßte, daß es bei unkritischen Lesern Unheil hervorrufen wird. Eine eingehende, kritisch ablehnende Besprechung geben G. Kossack, L. Müller, besonders eingehend und grundlegend G. Cordes und als vierter W. Koppe in Zs. d. Ges. f. Schleswig-Holsteinische Geschichte. Bd 85/86 (1961), S. 296—318; weitere eingehende ablehnende Besprechungen sind u. a. von W. Fritze im Jb. f. di. Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 9/10 (1961), S. 1—12, von H.-D. Kahl, in Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 1962, S. 21—32, erschienen.

Zuletzt sei auf die Beachtung hingewiesen, die dem bairischen Geographen zuteil wird. Ein erstaunlich gut unterrichteter Mann, der in die Nähe des Königshofes zu rücken ist, hat nach 844 im Kloster St. Emmeram in Regensburg eine Handschrift verfaßt, die auch die *civitates*, die Burgen der einzelnen slawischen Stämme, angibt. Auf das genannte Datum kommt aus der Beobachtung der Stammesgeschichte W. Fritze, „Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abotriten“, Zs. f. slav. Phil. 21 (1952), S. 326—342. Die Handschrift stammt aus der Mitte des 10. Jhs. Die Angaben dieser kleinen Geographie der slawischen Stämme werden von den Forschern, die über die slawischen Stämme und ihre Burgen in Ostdeutschland arbeiten, ständig berücksichtigt. Mit den Stämmen Böhmens und Mährens auf Grund des bairischen Geographen beschäftigen sich J. Spál, „Jména západních Slovanů u Geografa bavorského“ [Die Namen der Westslawen beim bairischen Geographen], Slavia 24 (1955), S. 4—8, und, an ihn anknüpfend, K. Hodura, „K výkladu jmen t. zv. Geografa bavorského“ [Zur Erklärung der Namen des sogenannten bair. Geographen], Naše řeč 39 (1956), S. 42—45, ohne über Vermutungen hinauszukommen. Daß beim bairischen Geographen von den Reichswenden keine Rede ist, ist kein Zufall oder auf schlechte Unter- richtung zurückzuführen. Die Wenden auf dem Boden des Reiches, die als „Königsfreie“ galten, waren Reichsuntertanen und gehörten nach den deutschen Auffassungen nicht zur Slawenwelt, sie waren Inländer und keine Ausländer.